4 1. Februarheft 1958

ZEIT IM BILD ILLUSTRIERTE

Beredte Kunst des Schweigens

Das Solotanzpaar Ursula Cain und Jack Theis stellen wir auf Seite 8 vor

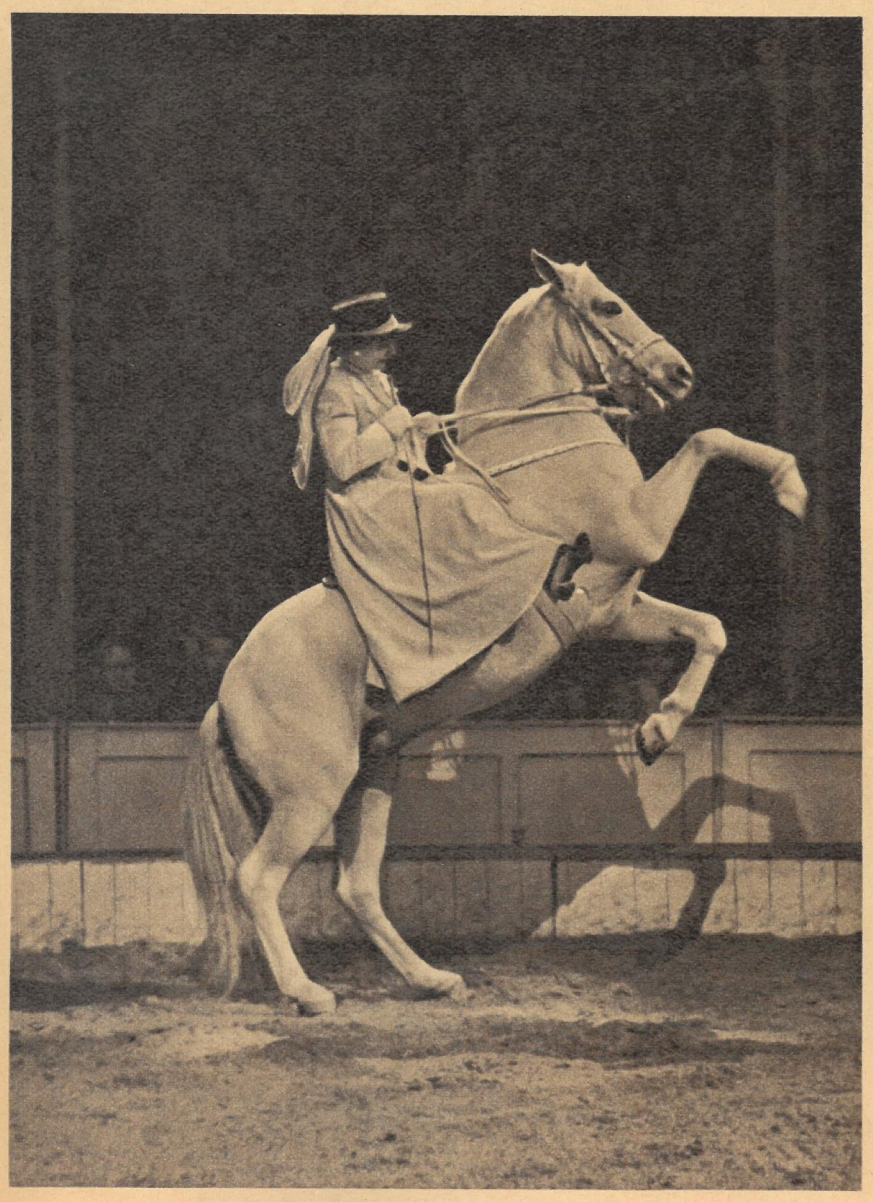
Foto Friedemann

DAS INTERESSANTE FOTO

Heimweg um Mitternacht

Foto Budik

DAS SCHÖNE FOTO



Sinfonie der Hohen Schule

Foto Höfer

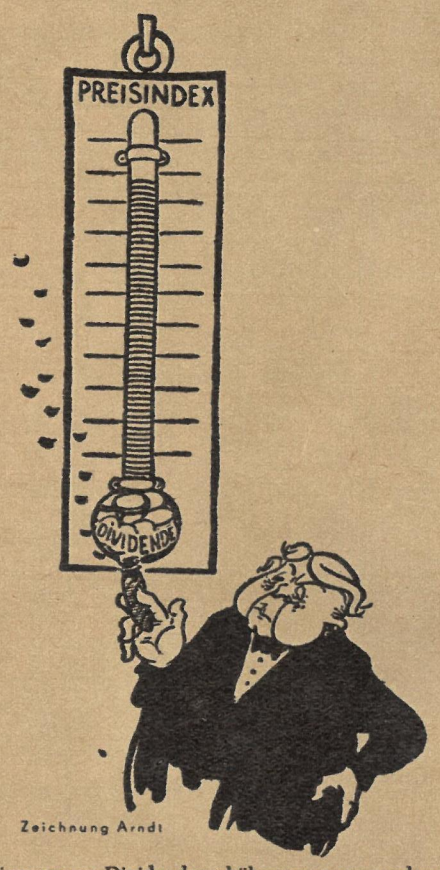
Man sollte mal DARÜBER SPRECHEN

Die Katze aus dem Sack gelassen

Mit dem beruhigenden Gefühl, ihr Geld bei der richtigen Aktiengesellschaft angelegt zu haben, verließen Ende Dezember die Aktionäre der Baumwollspinnerei Germania AG das Verwaltungsgebäude der Gesellschaft im münsterländischen Epe. Sie hatten auf einer Hauptversammlung, die als eine „Außerordentliche" deklariert worden war, sich selbst ein beachtliches Weihnachtsgeschenk beschert. Die Hauptversammlung beschloß nämlich, daß den Aktionären für das Jahr 1956 eine zusätzliche Dividende von 10 Prozent ausgeschüttet wird, obwohl für das Jahr 1956 bereits 12 Prozent Dividende von den Aktionären kassiert worden war. Mit dieser nachträglichen Erhöhung auf insgesamt 22 Prozent setzte sich die Germania AG an die Spitze der westdeutschen Dividendentabelle.

Ähnlich wie bei der Germania zieht sich durch eine große Anzahl westdeutscher Aktiengesellschaften ein goldener Gewinnfaden. Auch die Eisen- und Stahlindustrie betreibt eine gleiche Aktienpolitik. So wird z. B. das Gußstahlwerk Wittmann in Hagen/Haspe seinen Dividendensatz von 6 auf 12 Prozent erhöhen. In der eisenverarbeitenden Industrie präpariert sich die Gutehoffnungshütte Sterkrade AG auf 10 Prozent gegenüber 8 Prozent im Jahre 1956. Dem folgen die Metallgesellschaft AG in Frankfurt, die Opelwerke AG in Rüsselsheim, die Daimler-Benz AG und die Gesellschaft des Kalibergbaues. Bei den 60 wichtigsten Industrieunternehmen in Hessen sind 1956 gegenüber dem Vorjahr knapp 13 Millionen DM mehr an die Aktionäre gezahlt worden. Auch der berüchtigte IG Farbenkonzern Farbwerke Höchst AG hat seinen Dividendensatz von 9 auf 10 Prozent erhöht.

Momentchen mal! Ist das nicht recht sonderbar? War es nicht gerade die Eisen- und Stahlindustrie, die vor kurzem erst beteuerte, von der Gewinnschwindsucht befallen zu sein infolge der, ihrer Meinung nach völlig unberechtigten, Arbeiterforderung nach höheren Löhnen und ordentlichen sozialen Einrichtungen? Der Unternehmerverband der Textilindustrie hatte sogar klipp und klar erklärt, die von der Gewerkschaft Textil-Bekleidung geforderte 15prozentige Lohnerhöhung bedeute den Ruin (!!) für viele Firmen. — Nein, das ist gar nicht sonderbar! Erstens einmal gehört es bei den Industriemanagern zum bewährten Rezept, ständig zu lamentieren, um zu erreichen, daß die Arbeiter von Forderungen absehen. Zum zweiten lassen sie anderseits jetzt die Katze völlig ungeniert aus dem Sack (die Wahl ist ja geschaukelt — jetzt kommt eben die Rechnung!), und was die nach den Preissteigerungen fälligen Dividendenerhöhungen betrifft, so geschieht das mit Hilfe raffinierter, betrügerischer Methoden, die der Arbeiter so leicht nicht durchschauen soll.



Zeichnung Arndt

Erich Coenen, der Germaniadirektor, schaukelte beispielsweise die Sache so: Er tarnte die Dividendenerhöhung als „Jubiläumsbonus". Die Gesellschaft hatte zwar schon 1947 ihr 50jähriges Bestehen gefeiert, aber da man damals noch nicht so recht auf der Verdienerstraße gewesen war, hatte Coenen keine Skrupel, diesen Bonus eben glatte zehn Jahre später zu verteilen. Daß dieses Geburtstagsäquivalent insgesamt 250000 DM beträgt, sei nur am Rande vermerkt. Natürlich reagieren die Gewerkschaften sauer, wenn sie von solchen Drehs erfahren, die jedem Winkeladvokaten zur Ehre gereichen. Um die Tarifpolitiker des DGB nicht zu reizen, hat sich ein großer Teil der Firmen entschlossen, neue Methoden der Verschleierung von Dividendenerhöhungen anzuwenden. Der Clou wurde geboren: die Gratisaktie. Jeder Aktionär bekommt unentgeltlich einen bestimmten Anteil neu herausgegebener Aktien, die genauso wie die Altaktien jährlich mit Dividenden honoriert werden. Die Ausgabe von Gratisaktien, also neuen Aktien, setzt allerdings eine Kapitalerhöhung voraus, die aber hier nur eine bilanztechnische Frisur ist: Die durch Preissteigerungen, Lohndrückerei und Senkung der sozialen Aufwendungen aus den Arbeitern zusätzlich herausgewirtschafteten Profite — von den Unternehmern schamhaft zu „freien Rücklagen" gemacht — werden nämlich einfach dem Betriebskapital zugeschlagen. Also eine Kapitalerhöhung ohne echte Kapitalzufuhr. Mit anderen Worten: Betrug! Denn diese den Arbeitern abgepreßten Mittel verwenden die Unternehmer nicht nur zur Vergrößerung ihres Betriebs- oder Grundkapitals, sondern sie honorieren sich in ihrer grenzenlosen Frechheit noch damit, eben auf dem betrügerischen Weg über die Gratisaktie.

So also ist die Situation. Für die Arbeiter die Peitsche: Rückgang der sozialen Aufwendungen, Preissteigerungen in Permanenz, und in immer größerem Umfang Massenentlassungen, Arbeitslosigkeit (die Bundesrepublik hatte Mitte Januar 1 300 000 Arbeitslose). Für die Industriechefs und ihre Aktionäre die fetten Brocken: Frisierte Bilanzen, zusätzliche Aktien, Jubiläumsgeschenke und Dividendenerhöhungen in nie gekanntem Ausmaß.

Kumpel in Hamburg, Essen, Köln und Frankfurt! Merkt ihr denn gar nichts? Wie lange wollt ihr euch noch betrügen lassen? Wie lange wollt ihr noch den Schwanengesängen lauschen, die euch bezirzen: „Ohne Unternehmer, ohne ‚Sozialpartner', ohne Privatinitiative geht es nicht!" In der DDR geht es nicht nur recht gut ohne Kuponabschneider, ohne Preissteigerung, ohne Entlassungen, ohne Angst vor Not und Elend, ohne Dividende. Es geht sogar um vieles besser. Gibt euch das nicht zu denken?

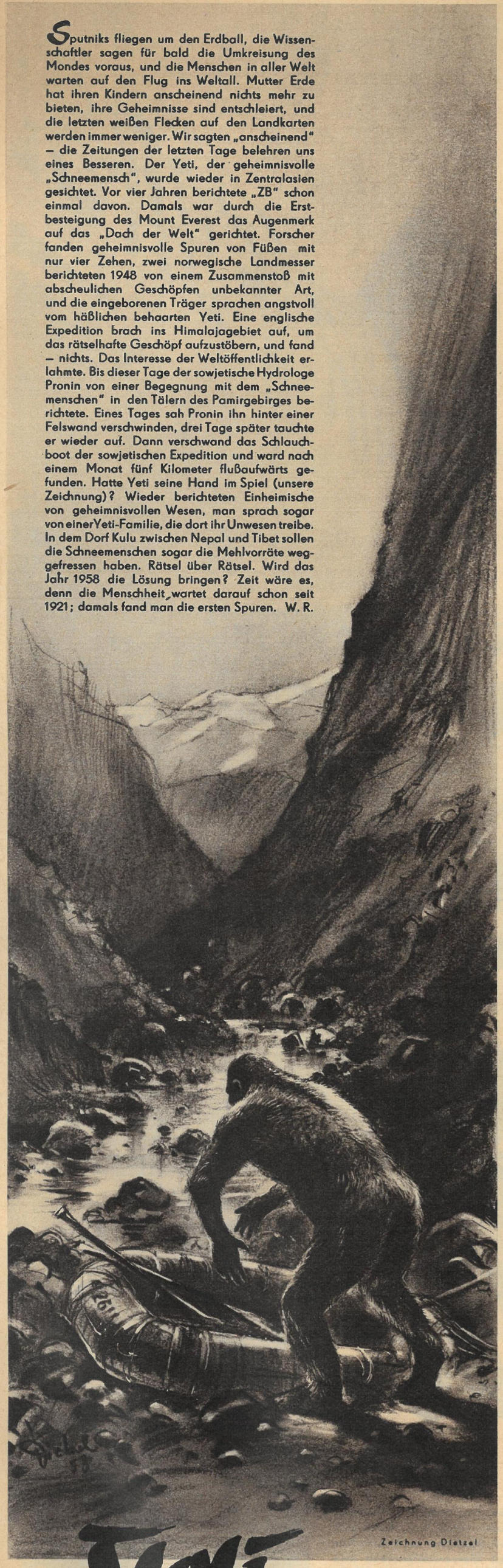
Eberhard Kottwitz

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Rudolf Röhrer (Chefredakteur), Kurt Stephan (stellvertr. Chefredakteur), Lena Smolny, Hans Ullrich, Werner Jenke, Günther Zumpe (Verlagsleiter) · Redaktion und Verlag „Zeit im Bild", Dresden A 19, Bergmannstraße 46 · Ruf 34115 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der DDR · Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung: DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" erscheint alle 10 Tage, Preis des Einzelheftes 30 Pf, Abonnementspreis monatlich 90 Pf
381

GEFAHR
für Millionen

„Hochexplosive Raketengeschosse von kanadischem Düsenjäger verloren! Höchste Gefahr! Vorsicht bei etwaigen Funden!" So lauteten die Schreckensmeldungen in Presse und Funk an die Bevölkerung der Pfalz. 58 scharfe Raketengeschosse verlor ein kanadischer Düsenjäger bei einem Übungsflug und brachte damit die Pfälzer in große Gefahr. Leben und Gesundheit friedlicher westdeutscher Bürger werden stündlich von Besatzerflugzeugen bedroht, die nicht nur mit Raketen, sondern auch mit Wasserstoffbomben ihre „Kontrollflüge" durchführen. (Bild: Beladen eines amerikanischen Düsenjägers mit Raketengeschossen.) Dieses Spiel mit dem Tode muß ein Ende nehmen. Ein erster Schritt dazu ist die Errichtung einer atomwaffenfreien Zone in Europa. Der Volksentscheid, wie er von unserem Ministerpräsidenten Otto Grotewohl vorgeschlagen wird, könnte sehr schnell die Luft über Deutschland säubern.

Sputniks fliegen um den Erdball, die Wissenschaftler sagen für bald die Umkreisung des Mondes voraus, und die Menschen in aller Welt warten auf den Flug ins Weltall. Mutter Erde hat ihren Kindern anscheinend nichts mehr zu bieten, ihre Geheimnisse sind entschleiert, und die letzten weißen Flecken auf den Landkarten werden immer weniger. Wir sagten „anscheinend" – die Zeitungen der letzten Tage belehren uns eines Besseren. Der Yeti, der geheimnisvolle „Schneemensch", wurde wieder in Zentralasien gesichtet. Vor vier Jahren berichtete „ZB" schon einmal davon. Damals war durch die Erstbesteigung des Mount Everest das Augenmerk auf das „Dach der Welt" gerichtet. Forscher fanden geheimnisvolle Spuren von Füßen mit nur vier Zehen, zwei norwegische Landmesser berichteten 1948 von einem Zusammenstoß mit abscheulichen Geschöpfen unbekannter Art, und die eingeborenen Träger sprachen angstvoll vom häßlichen behaarten Yeti. Eine englische Expedition brach ins Himalajagebiet auf, um das rätselhafte Geschöpf aufzustöbern, und fand – nichts. Das Interesse der Weltöffentlichkeit erlahmte. Bis dieser Tage der sowjetische Hydrologe Pronin von einer Begegnung mit dem „Schneemenschen" in den Tälern des Pamirgebirges berichtete. Eines Tages sah Pronin ihn hinter einer Felswand verschwinden, drei Tage später tauchte er wieder auf. Dann verschwand das Schlauchboot der sowjetischen Expedition und ward nach einem Monat fünf Kilometer flußaufwärts gefunden. Hatte Yeti seine Hand im Spiel (unsere Zeichnung)? Wieder berichteten Einheimische von geheimnisvollen Wesen, man sprach sogar von einer Yeti-Familie, die dort ihr Unwesen treibe. In dem Dorf Kulu zwischen Nepal und Tibet sollen die Schneemenschen sogar die Mehlvorräte weggefressen haben. Rätsel über Rätsel. Wird das Jahr 1958 die Lösung bringen? Zeit wäre es, denn die Menschheit wartet darauf schon seit 1921; damals fand man die ersten Spuren. W. R.



Zeichnung Dietzel

DER Yeti SPUKT WIEDER

Ein regelrechter „Krieg im stillen" wird gegenwärtig in Ägypten ausgetragen. Es ist der Krieg gegen das weitverbreitete Rauschgift Haschisch. Im ganzen Lande sind bereits jeder Handel und Genuß von Haschisch unter Strafe gestellt. Allein das genügt nicht. Um das Übel im Keime auszurotten, befindet sich deshalb ein zuverlässiges Kamelreiterkorps ständig auf

Schmugglerjagd am Roten Meer

Unerbittlich brütet die Sonne über der Wüste von Sinai. Unerbittlich sind auch die ägyptischen Kamelreitertruppen bei ihrer Schmugglerjagd — den Blick ständig gen Israel gerichtet. Israel war Ägyptens Feind im heißen Krieg und ist es auch im kalten Krieg geblieben. Israelische Spezialisten machen sich ein Vergnügen daraus, große Haschischkarawanen zusammenzustellen, oft sogar mit automatischen Waffen auszurüsten und in Richtung Kairo loszulassen

Trotz energischer Bekämpfung grassiert der Haschischgenuß in Ägypten wie eine Volksseuche. In den meisten Fällen wird das Haschisch in der Wasserpfeife geraucht (im Bild oben). Man kann das Rauschgift, das aus den weiblichen Trieben des indischen Hanfs gewonnen wird, aber auch essen oder kauen. Wenn Haschisch auch schwächer und deshalb billiger als das berüchtigte Opium ist, so führt es doch, auf die Dauer genossen, zur Zerrüttung der Gesundheit. Wie viele andere Erscheinungen ist dieses Laster ein Erbe aus der Zeit der imperialistischen Unterdrückung

Verräterische Spuren im Sand! Die Kamelreitersoldaten, die mit großen Fähigkeiten Spuren finden und deuten, haben Anhaltspunkte entdeckt. Rasch wird das nächste Wüstenstandquartier benachrichtigt. Sicher handelt es sich hier um eine Haschischkolonne, die zum Roten Meer vorzudringen versucht, um im Dunkel der Nacht im Boot überzusetzen. Die Treibjagd, die jetzt beginnt, ist nicht gefahrlos, denn die Schmuggler wehren sich oftmals bis zur letzten Patrone. Bild links: Eine versprengte Schmugglergruppe wurde gefaßt. Im vergangenen Jahr konnten auf diese Weise etwa 15000 Kilo Opium und Haschisch sichergestellt werden

Hinter den Toren der Strafanstalt findet man viele wieder, die sich durch Haschischschmuggel oder -handel ihren Geldbeutel füllen wollten. Diese Strafanstalt befindet sich in der Nähe Kairos. Von ihren über zehntausend Gefangenen sitzt die Hälfte „in Sachen Haschisch". Der Bau ist neu, und die Insassen des Gefängnisses genießen bestimmte Freiheiten. Die zugehörigen Felder werden von Gefangenen bebaut. Für diejenigen, die zeigen, daß sie ihr Unrecht einsehen, besteht die Aussicht auf Verminderung der Strafe. Eisenketten an Füßen und Schultern, wie sie noch unter der Monarchie in Gebrauch waren, wurden abgeschafft Doch nicht nur Menschen gehen den Haschischjägern ins Garn, es gibt auch „Gefängnisse" für Kamele, denn es hat sich herausgestellt, daß eine beachtliche Anzahl Schmuggler ihre Last- und Reittiere mit ganzen Paketen von Haschisch füttern. Sie beabsichtigen, später die Tiere zu töten, um die kostbare Ware nach vollendeter Schmuggelei wieder aus dem Magen herausholen zu können

Bildbericht Nicola Sansone

Mit Verrätern

Zehntausende junger Menschen sitzen in den Hörsälen unserer Universitäten und studieren, frei von materiellen Sorgen, auf Kosten unseres Staates, der für jeden Studenten im Durchschnitt 50 000 DM ausgibt. Einer von ihnen war Siegfried Schmidt, der bis vor kurzem in Halle Germanistik studierte. Heute schreibt er aus Frankfurt am Main, daß er die Republik verließ, weil er hier zum geistigen Kastrat geworden sei. Er und alle anderen, die gleich ihm die Republik verlassen, sind es tatsächlich, nämlich seit dem Tag, an dem sie in den Dienst des Bonner NATO-Staates traten. Unser Staat hat sie zum Studium zugelassen, sie aber haben diesen Staat abgelehnt und verraten, indem sie ins Lager derer übertraten, die im Interesse des Monopolkapitals unsere Errungenschaften liquidieren und unsere Menschen in die Sklaverei des Kapitalismus zurückführen wollen. Die Professoren und Kommilitonen geben ihnen klar zur Antwort: „Mit den Verrätern haben wir nichts zu tun!" Schmidts Gefasel von Freiheit aber hat Walter Ulbricht schon klar beantwortet: „Sie hört bei uns dort auf, wo eine Handlung der NATO nützt!"

Die Jazzgruppe der Universität war der Kreis, wo Schmidt unter dem Deckmantel des „Hobbys" Gleichgesinnte zu finden hoffte. Als er nach Zurücklassung von Schulden, aber unter Mitnahme der Personalunterlagen der Jazzgruppe „abgehauen" war, wußten sie, wer Schmidt war. Wolfgang Papenroth (Mitte) sagte: „Wir wollten Jazzmusik machen, und er wollte uns in den Dienst westlicher Dekadenz stellen. So handelt kein anständiger Mensch!"

„Die Worte Leichtsinn und Abenteuerlust sind Verniedlichungen und bei Republikflucht nicht am Platze", betont Gerhard Behrend, 1. Sekretär der FDJ-Leitung der Universität Halle. „Für Verrat gibt es kein anderes Wort." Was weiterhin gern verwischt wird, sind Anlaß und Ursache. Persönliche Differenzen können Anlaß sein, Ursache ist aber immer die falsche oder feindliche Einstellung zu unserem Staat und zu unserer Gesellschaft"

„Wer sich von uns das Studium bezahlen läßt, um dann nach drüben zu gehen, ist ein Lump!" Diese Meinung der Jugendbrigade Wolf aus dem VEB Waggonbau Ammendorf ist keineswegs zu hart ausgedrückt. Denn ihr Geld ist es mit, wovon das Studium finanziert wird. AGL-Vorsitzender Werner (rechts) stimmt ihnen zu: „Ihr habt recht, aber ihr habt als FDJ-Betriebsgruppe auch einen Patenschaftsvertrag mit der Universität. Das heißt, ihr müßt euch um die Studenten kümmern. Es braucht nicht erst soweit zu kommen, daß einer zum Verräter wird. Meist liegt es doch nur daran, daß sie sich von uns, von den Arbeitern, zunächst äußerlich und später ideologisch entfernen. Das darf aber nicht geschehen. Keine Hilfe für Verräter, aber Hilfe allen, die irgendwie schwanken!" Fotos Friedemann / Text Fischer

haben wir nichts zu tun!

Wo steht der Lehrkörper? Professor Wohlgemuth antwortet: „Wer die Republik verläßt, begibt sich in die Leere! Die einzige Möglichkeit, wissenschaftlich zu wirken, liegt in der sozialistischen Gesellschaftsordnung, weil sie allein imstande ist, die Grundprinzipien des Humanismus zu verwirklichen. Der Hochschullehrer ist daher für die fachliche Ausbildung ebenso verantwortlich wie für die politische Erziehung"

Friedrich Behrens studiert ebenfalls an der Martin-Luther-Universität in Halle Germanistik. Es liegt schon eine Zeit zurück, daß er glaubte, im Westen sei es besser. Er ist zurückgekommen und konnte weiterstudieren. Seine eigenen Erfahrungen haben ihm den richtigen Weg gewiesen. Er sagt heute: „Es gehört ein gewisser Mut dazu, zurückzukommen, es ist aber feige, zu bleiben. Es gibt keinen Grund zur Republikflucht, es sei denn eine ablehnende Haltung zu unserem Staat. Wer heute noch bereit ist, die gegenwärtige Bonner Politik aktiv zu unterstützen, ist ein Verräter nicht nur an uns, sondern auch an den Arbeitern Westdeutschlands!"

Monika Dose studiert bei uns, ihre Eltern wohnen in Hamburg. Sie kennt die Verhältnisse an den Hochschulen des Bonner Staates, und sie kennt nun auch unsere: „Ich würde nie mehr tauschen!" sagt sie. „Wer sein gesichertes Studium in der DDR gegen eins in Westdeutschland vertauscht, ist ein Verräter und außerdem bodenlos dumm! Vielleicht liegt es auch mit an den Eltern, die sich oft eine falsche Vorstellung von westdeutscher ‚Freiheit' machen und die ihre Kinder leichtfertig ins Unglück laufen lassen, das meist mit einem bösen Erwachen endet"

Oft schon hat man versucht, das klassische Ballett totzusagen, ihm keine Zukunft mehr zu geben, aber immer wieder beweisen neue Schöpfungen — insbesondere der sowjetischen Künstler — die Unsterblichkeit dieser Tanzkunst. In den letzten Jahren zeigten auch unsere Bühnen wieder beachtliche tänzerische Leistungen. Es dauerte eben eine ganze Zeit, bis der künstlerische Nachwuchs die nötige Reife hatte. Ehe nämlich ein solcher Gleichklang von Partnerin und Partner erreicht ist wie hier bei den 1. Solisten des Leipziger Opernballetts Ursula Cain und Jack Theis, sind jahrelange Ausbildung und große Begabung nötig; denn es genügt nicht nur die virtuose Beherrschung der reinen Technik, um eine Rolle ganz zu erfüllen. Ballettmeister und Tänzer erstreben, mit den Mitteln des Tanzes und der Pantomime tiefe menschliche Gefühle wahrheitsgetreu wiederzugeben und realistische Gestalten zu schaffen. Erst dann, wenn die Rolle bis ins letzte erspürt und erfüllt ist, hat sie überzeugende Kraft. Rechts: Unsere Solisten in der DDR-Erstaufführung „Der Mohr von Venedig" von Boris Blacher, Choreographie Tom Schilling, in der Städtischen Oper Leipzig

Text Lena Smolny / Fotos Paul Friedemann

Beredte Kunst des Schweigens

Bequemer wär's schon, in Pantoffeln zu arbeiten, doch der Spitzentanz erfordert eben die zwar zierlich aussehenden, aber ermüdenden Spezialschuhe. – Das tägliche Training, das manchmal nach beinahe militärisch anmutenden Kommandos vor sich geht, gilt für Gruppentänzer ebenso wie für Solisten (rechts: Brigitta Simon und Lutz Forsch). Nur wenige haben wohl eine Vorstellung, wie hart dabei gearbeitet wird. Sowjetische Ärzte haben z. B. festgestellt, daß ein zweistündiges Balletttraining der sechsstündigen Arbeitsleistung eines Steinsetzers entspricht. Und doch darf von dieser unerhörten Anspannung der Kräfte und der eisernen Disziplin im Zuschauerraum niemand auch nur etwas erahnen. Schönheit und Harmonie vereinen sich dann im Tanz zu einer Sprache, die keiner Übersetzung bedarf

DER MENSCH EROBERT DIE ERDE

Bildbericht Adelhelm Dietzel

2

Aufrechter Gang und der Gebrauch werkzeuglicher Hilfen, durch die sich der Australopithecus auszeichnete, sind bereits sehr menschliche Merkmale. Eine weitere Errungenschaft, die neben der bewußten Werkzeugherstellung und einer artikulierten Sprache — wir erfahren später darüber — den Menschen vom Tier unterscheidet, ist der Gebrauch des Feuers. Welche Vormenschengruppen das Feuer erstmalig zu nutzen verstanden, bleibt infolge des Fehlens sicherer Spuren zunächst noch ungewiß. Irgendwann einmal aber muß das Feuer, das als Steppen- oder Waldbrand — durch Sonnenhitze, durch Blitzschlag oder bei vulkanischer Tätigkeit entfacht — Furcht und Entsetzen bedeutete, „gebändigt" worden sein. Daß es Helligkeit um sich verbreitet, Wärme spendet, daß es die Eigenschaft besitzt, beispielsweise die Nahrung zu verändern, ist nach und nach erkannt und genutzt worden. Ob der Australopithecus schon mit dem Feuer umzugehen verstand, bleibt umstritten; ganz bestimmt aber benützte es der sogenannte Pekingmensch, dessen Knochenreste man in der Höhle von Tschu Ku Tien (bei Peking) entdeckte. Genaue Untersuchungen des Fundorts brachten unter anderem brandgeschwärzte Steine und Holzkohlereste zum Vorschein, Beweise also für primitive Feuerstellen.

In der Zeichnung soll versucht werden, den Augenblick zu schildern, in dem es einem jener Wesen erstmalig gelang, Feuer mit Hilfe eines trockenen Astes fortzutragen und daran andere Holzstücke zu entzünden. Neugierig und furchtsam noch mag sich die Horde, diese erste und einfachste Form der menschlichen Urgesellschaft, darum versammelt haben. Weniger ängstliche Geschöpfe dieser kleinen Gruppe werden neues Brennmaterial gesucht und herbeigeschleppt haben, um ein Erlöschen der Flamme zu verhindern. Dies aber bedeutete den ersten Schritt zu einer sinnvollen Arbeit!

Jahrhunderttausende mußten noch vergehen, ehe der Mensch dann selbständig Feuer zu „machen" verstand, durch bohren oder schlagen. Anthropologen rechnen sogar, daß er neun Zehntel seiner Entwicklungsgeschichte, in bezug auf das Feuer, auf der primitivsten Stufe verharrte.

Schädel des Pekingmenschen (Sinanthropus), eines Vormenschentyps, der vor etwa 500 000 bis 350 000 Jahren lebte.

Grippe-Epidemie

VON MARTIN SELBER

Während ich dies schreibe, stellt meine Frau ein Glas Tee neben den Sessel, rückt mir das Kissen zurecht, fühlt besorgt meine Stirn und schaut nach, ob der Infrarotstrahler mich auch ganz mit Wärme überflutet. Mit einem Wort: Auch mich hat's!

Wie habe ich gekämpft, wie wacker habe ich mich gehalten. Ich träumte von glorreichem Sieg meines Körpers wider den Ansturm der tückischen Viren. Lächeln wollte ich über Nachbarn, Freunde und Bekannte, die sich hatten umwerfen lassen — schmählich —, wollte triumphierend meine abgehärtete Natur zeigen. — Es war einmal.

Ich weiß nicht, wie Sie sich verhalten haben, als es Sie noch nicht gepackt hatte. Ich begann mit Tabletten. Ich sagte mir, wenn die Biester bei mir was wollen, sollen sie eine Blutbahn vorfinden, die bereits von Chemikalien besetzt ist. Ich riegelte also mit Hilfe von „Guttajod" meine Nasenschleimhäute ab, desinfizierte meinen Rachen mit „Falimint". Den Namen des Mittels für die inneren Organe habe ich vergessen.

Haha! — Erst blieb der Nachbar zur Linken auf der Strecke, dann die freundliche Dame gegenüber. Der Schrebergärtner hinter uns folgte als nächster, rechts kamen die Kinder an die Reihe. Kein Zweifel, es wurde ernst, wir waren eingekreist.

Dann kam das leichte Kratzen in meinem Hals. Aha, dachte ich. Meine Frau bekam von Krügers den Rat, kräftig mit Rotwein zu gurgeln. Ich gurgelte — heiß, mit Nelken und Zucker darin, sehr angenehm, zwei Tage lang. Dann begann dieser leise, ziehende Kopfschmerz. Sie werden ihn inzwischen auch kennen, schätze ich. Onkel Friedrich empfahl Jamaikarum mit Würfelzucker — innerlich!

Hm! Es wurde ein lustiger Abend, denn ich bin mit dem Einnehmen sehr genau. Der Kopfschmerz verstärkte sich, wie ich anderntags bei vollem Bewußtsein feststellte. Nicht weich werden, sagte ich mir, noch haben sie dich nicht!

Am Donnerstag schickte Frau Bermann das Katzenfell — zum Auf-die-Brust-Legen. Ich ließ es dort, bis Onkel Karls Senfpflaster an seine Stelle trat. Ich wurde langsam unruhig. Am Freitag kam dann als Höhepunkt Tante Elses erprobte Schwitzkur an die Reihe: Wadenwickel, Fliedertee, Aspirin und Faulbaumrinde. Sie kennen auch das, nicht wahr? Wie habe ich gekämpft! Wie habe ich gelitten!

Nun schreibe ich meine Geschichte und muß gestehen: Mich hat's! Heimtückisch, hinterhältig, es ist zum Auswachsen! Und meine Frau läuft wie ein Wiesel. Merkwürdig! —

Eben war der Doktor bei mir. Ich hätte gar keine Grippe, meinte er, es handle sich bei mir nur um die Reaktion meines Körpers auf die verschiedenen Immunisierungsmethoden. Die Grippe würde ich wohl dann später noch kriegen.

Worüber man lachen soll

Beim Hotelportier klingelte das Telefon.
„Hier Johnny Goulden", meldete sich eine müde Stimme. „Ich wohne bei Ihnen und möchte gern wissen, ob Ihr Hotel Imperial heißt."
„Nein, Sir, unser Haus heißt Splendid."
„Tatsächlich? Dann hat die Dame doch recht, daß das hier ihr Zimmer ist . . ."

Ein Schotte spielte Skat. Mit zwei Männern, die er nicht kannte. Er verlor Kopf und Kragen. Als die beiden anderen auf dem Block Gewinn und Verlust ausrechneten, meinte der Schotte lächelnd: „Stellen Sie sich mal vor, Gentlemen, wenn wir um Geld gespielt hätten!"

Es war in Hollywood. Zwei Super-Stars, die sich besonders „schätzten", hatten eine kleine Differenz. Diese fand folgenden Abschluß:
„Eine schöne Dame, die nicht einmal weiß, wer ihre Mutter ist!" zischte die eine.
„Ich würde dir raten, von meiner Mutter nicht zu schlecht zu reden", lächelte die andere, „vielleicht bist du es!"

Ein Verlag bot ein Lehrbuch der deutschen Sprache an. Es trug den Titel: „Heißt es mir oder mich?"
Wenige Tage später traf bei dem Verlag eine Postkarte ein. Auf der stand: „Bei Goethe heißt es: mich!"

Nach dem Wirbelsturm ging der Bauer aufs Feld, um den Schaden zu besichtigen. Da fand er auch einen Mann, der in einem Gewirr von Stricken und Stoff verfitzt war.
„Wie konnten Sie auch bei dem Sturm mit dem Fallschirm abspringen?" wunderte er sich.
„Wieso Fallschirm?" ächzte der Mann. „Das ist mein Campingzelt — ich hatte dort drüben am See meinen Lagerplatz."

Der Philosoph Arthur Schopenhauer, ein von Natur ernst und düster veranlagter Mensch, war ein ausgesprochener Frauenhasser, aber ein ebenso großer Hundefreund. Er bevorzugte scharfe Tiere, und das gab einmal Veranlassung zur Beschwerde eines Nachbarn. „Herr Professor", zeterte der, „Ihr Pudel hat eben eins meiner Hühnchen gefressen!"
„Gut, daß Sie mir das sagen", meinte der Gelehrte zerstreut, „er neigt nämlich zu Fettansatz. Nun bekommt er heute nichts mehr."

„Ich bringe heute abend einen Gast mit nach Hause", sagte der Ehemann am Telefon.
„Du hast Nerven!" lachte seine Frau schrill auf. „Das Mädchen hat Ausgang, die Kinder sind krank, die Wohnung ist nicht in Ordnung, ich bin erkältet, beim Fleischer ist der Rest noch nicht bezahlt, und du bringst einen Gast mit!"
„Wie dem auch sei", entschied der Ehemann, „ich bringe ihn mit. Dieser Idiot will heiraten, und ich will ihn vom Gegenteil überzeugen."

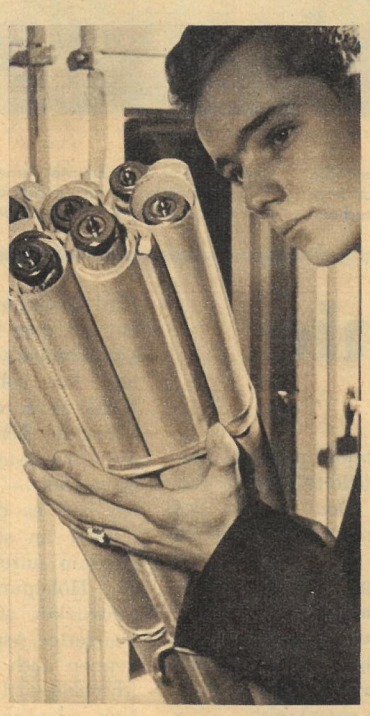
Um die Jahrhundertwende versuchte die Gattin eines begüterten bayrischen Großindustriellen die künstlerische und literarische Welt Münchens um sich zu sammeln. Auch Thomas Mann fand sich eines Tages ein.
Beim Nachhausegehen fragte ihn ein Freund, wie es ihm gefallen habe. Antwort: „Die Dame will aus ihrem Haus einen Salon machen. Sie bringt es aber nur bis zu einem Restaurant . . ."

In der Mittagspause unterhielten sich zwei Fliesenleger auf dem Neubau.
„Wann hast du eigentlich deine Frau kennengelernt?" fragte der eine.
„Vergangene Woche — in einer Bar . . .", brummte der andere.
„Du bist nicht länger als eine Woche verheiratet?"
„Verheiratet schon — aber kennengelernt habe ich sie eben erst vergangene Woche. Ich dachte nämlich, sie bliebe daheim bei den Kindern . . ."

Vorbildliche Initiative entwickelte das GHK Haushaltwaren Dresden. Es organisierte Ende 1957 eine große Musterschau – die vieles enthielt, was an Massenbedarfsgütern dringend benötigt wird – und lud, zusammen mit der Industrie- und Handelskammer, volkseigene und private Betriebe zu Ausstellungsbesuchen ein. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen: Abschlüsse über 1 088 000 DM wurden erzielt. Dadurch ermutigt, wird das GHK, das übrigens die zusätzliche Produktion von Massenbedarfsgütern nie als Kampagnearbeit ansah, diese Ausstellung vierteljährlich wiederholen, dabei mehr und mehr spezialisieren und auf die verschiedensten Interessengruppen der Betriebe abstimmen. — Der VEB Stanzila, Dresden, entschloß sich zum Beispiel, im ersten Quartal zusätzlich Alugeschirr im Werte von 30 000 DM herzustellen (oben). Mit sechs weiteren Beispielen aus der langen Vertragsliste des GHK wollen wir das Bild abrunden (unten)

Praktische, vielseitig verwendbare Haushaltmaschinen im Werte von 44000 DM wird die Firma Seifert, Pirna, im Jahre 1958 herstellen

Für 50 000 DM Haushaltleitern, Sägeböcke und Gazeschränke steuert das Sägewerk Deutscher & Knobloch, Zittau, bei



Im ersten Vierteljahr 1958 liefert die Firma E. Ziegenbalg, Radeberg, dem Großhandelskontor Dresden für 50 000 DM Fensterrollos

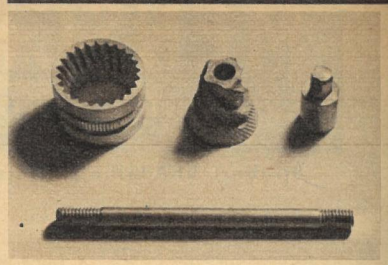
Die Firma P. Kleine, Riesa, unterzeichnete nach dem Ausstellungsbesuch einen Liefervertrag über Wäschestützen in Höhe von 25 000 DM für das erste Quartal 1958

Der Zusatzplan 1958 des VEB Ofen- und Herdbau, Stolpen, sieht Ofenknie, Ofenrohre, Aschekästen und Vorbleche sowie Blumengitter für insgesamt 95 000 DM vor

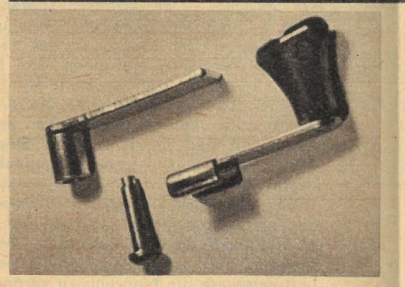
Schwere Hämmer, Fäustel und ähnliches will der Großbetrieb VEB Edelstahlwerk Freital-Döhlen 1958 zusätzlich erzeugen. Lieferwert: insgesamt rund 100 000 DM

Zweimal 7 ist 800 000 und nicht in jedem Falle vierzehn, wie man seit Adam Riese allgemein annimmt. Es kommt nämlich darauf an, was man zusammenzählt. In unserem Falle sind es die Produktionsergebnisse von zweimal 7 Betrieben, die diese zusätzlich im Massenbedarfsgüterprogramm erzielen werden. Imposante Zahlen, nicht wahr? Aber weitaus imposanter ist es, zu erfahren, welch gute Arbeit dahintersteckt, um zu solchen Summen zu kommen. Lassen Sie sich es erzählen. Die allgemeine Situation ist bekannt. Trotz oder gerade wegen unserer großen Aufbauerfolge in der Schwer- und Grundstoffindustrie setzt die Partei der Arbeiterklasse alles daran, auch die Versorgung der Bevölkerung mit den Dingen des täglichen Bedarfs zu verbessern und zu vervollkommnen. Es fehlt an tausend Kleinigkeiten, das ist eine Tatsache. Aber muß das so sein? Nein, keineswegs. Zwei Beispiele haben wir uns aus der Fülle der Arbeit unserer Betriebe herausgegriffen, um zu beweisen, daß mit Mut, Geschick und gutem Willen viel erreicht werden kann. Die Beispiele sind völlig gegensätzlicher Natur. Eines erzählt von der Initiative im Großhandel, die reich belohnt wird, und das andere ist ein kameradschaftlicher, aber sehr ernster Hinweis für alle diejenigen, die glauben, nicht mithelfen zu können am großen Programm der Partei. So gegensätzlich die Beispiele anmuten, in der Konsequenz bilden sie ein Ganzes, helfen sie vorbildlich, Mängel zu beseitigen. Lesen Sie diese beiden Seiten sehr aufmerksam, nehmen Sie die Zeitung mit in Ihren Betrieb, beraten Sie mit den Kollegen darüber, wie auch Sie helfen können, mehr Bedarfsgüter auf den Markt zu bringen. Tun Sie das, dann hat unsere Reportage ihren Zweck erfüllt. Dann dürfen wir der guten Hoffnung sein, daß über kurz oder lang in den Geschäften die Frage nach einer Springform, einer Leiter oder einer Wäschestütze lächelnd mit einer großen Auswahl beantwortet wird.

Fa. Emil Bahrt, Radeberg
Mahlring, Mahlkegel, Welle, Vierkantkopf



Fa. Emil Höhne, Radebeul
Kurbel, Steg, Verlängerung

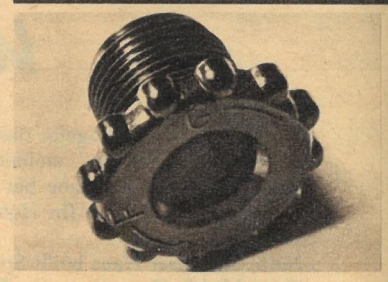


VEB Prefo, Dresden
Becher, Deckel

Fa. Alfred Knöspel, Freital
Steckvierkant

Fa. Kurt Brückner, Dresden
Grundkörper, Lager, Griff

VEB Werkzeugbau, Doberschau
Feinstverstellrädchen



P. Friedemann (Bild) und E. Kottwitz (Text) rechneten aus:

Zwei

Schlüssel zum Geheimnis: Kooperation. Weder der VEB Spiegelwerk Wilsdruff noch einer der links genannten sechs Betriebe wäre allein in der Lage, die Kaffee- und Gewürzmühle „Mignon" herzustellen. Aber alle zusammen schaffen sie es. Die sechs „Zubringer" liefern Einzelteile, die Wilsdruffer bearbeiten die Rohlinge und montieren. 40000 waren für 1958 vorgesehen. Als aber der VEB Feinstmaschinenbau Dresden (der ehemalige „Mignon"-Hersteller) noch seine Unterstützung anbot und 2000 Mahlkegel je Monat zu liefern versprach, gab es kein Zögern. Der Plan wurde auf 50000 Stück mit einem Gesamtwert von 450000 DM erhöht. Man sieht, wenn der einzelne Betrieb nicht in der Lage ist, Fertigprodukte herzustellen, so ist das noch lange kein Grund für ihn, abseits zu stehen. Die ausgezeichnete kooperative Arbeit der sieben „Mignon-Väter" und des „Zusatzpapas" ist Beispiel und Ansporn für viele und beweist eindeutig, daß Ideenreichtum und Tatkraft die Wegbereiter schöner Erfolge sind

eimal 7 ist 800000

BERNT KARGER-DECKER

DA HIELT DIE WELT DEN ATEM AN

Ein Tatsachenbericht über die größten Katastrophen der Menschheitsgeschichte

Dann gab es einen fürchterlichen Knall

15. Fortsetzung:

In den Labors der IG-Farben werden bekanntlich nicht nur harmlose Medikamente, Düngemittel, Farben und dergleichen hergestellt. Die Giftküchen des Mammutkonzerns fabrizieren seit Jahrzehnten chemische Massenvernichtungsmittel, die besonders im zweiten Weltkrieg Millionen Menschen den Tod und den Aktionären märchenhafte Gewinne bringen. Dieses einträgliche Geschäft beginnt bereits mit Ausbruch des Krieges 1914, als das Verfahren Professor Habers, Ammoniak aus Luftstickstoff zu gewinnen, für Mordzwecke ausgenutzt wird.

„Stickstoff ist das wichtigste Düngemittel. Ohne Stickstoff kein Leben. Aber ohne Stickstoff auch keine der Entwicklung der Eisen- und Stahlproduktion angepaßten wirksamen Sprengstoffe!" schreibt Willi Kling in seiner sehr lesenswerten „Kleinen Geschichte der IG-Farben, der Großfabrikanten des Todes" (Dietz Verlag, Berlin, 1957). „Alle modernen Sprengmittel sind Stickstoffverbindungen!"

Am 22. April 1915 wird ein weiterer „Sieg" erfochten. An diesem Tage startet „an der festgefrorenen Front von Ypern der erste Gasangriff der Kriegsgeschichte. Ausgeführt mit erstklassigem IG-Farben-Gas. Der Erfolg für die deutschen Militärs ist überwältigend: rund 6000 Tote und über 10 000 schwere Vergiftungen!"

Seitdem gewöhnt man sich daran, daß die IG-Farben, wie sich die bereits vorgestellten chemischen Einzelbetriebe vom Tage ihrer Fusion an (2. Dezember 1925) titulieren, „gurgelnde, zischende Giftküchen sind, die manchmal explodieren und auf einen Schlag ein paar Hundert Menschen zerfetzen".

Ich erinnere an die Salpeterexplosion in Oppau.

Die Herren der IG-Farben sind es auch, die später Hitler 400 000 Reichsmark zuschieben, damit er mit ihren und den Geldern anderer Großindustrieller deren Weltherrschaftspläne verwirkliche.

Sechseinhalb Jahre nach Hitlers Machtergreifung, am 1. September 1939, überfallen hitlerfaschistische Panzer, Bombenflugzeuge und Truppen das polnische Land, dringen in Dänemark und Norwegen ein, unterjochen unter Verletzung der belgischen und holländischen Neutralität Frankreich, erobern Jugoslawien und Griechenland.

Den Besatzern auf dem Fuße folgen die Beauftragten der Eisen- und Stahlkonzerne sowie der IG-Farben, um ausländische Betriebe einzuverleiben. Und solcherart durch die Rüstungsindustrie fast ganz Europas versorgt, greifen die deutschen Faschisten mit ihren Satelliten die Sowjetunion an.

Bis Stalingrad gelingt ihnen der Vormarsch, dann tritt die große Wende ein, die mit der Einnahme Berlins und der Zerschlagung des Nationalsozialismus endet.

Die Hauptkriegsverbrecher, soweit sie sich nicht, wie der „Führer" oder das Lügenmaul Goebbels, das Leben genommen haben, werden gleich 1945/46 vor den Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg gestellt und abgeurteilt.

Am 27. August 1947 wird, ebenfalls in Nürnberg, jedoch vor einem ausschließlich amerikanischen Militärgericht, ein Kriegsverbrecherprozeß gegen 24 IG-Direktoren, auch „Rat der Götter" genannt, eröffnet.

Allein die Tatsache, daß diese Unmenschen dafür verantwortlich sind, daß Millionen Juden, Fremdarbeiter und -arbeiterinnen, Widerstandskämpfer, Greise, Kinder in den Gaskammern der Konzentrationslager mit dem in IG-Laboratorien entwickelten Giftgas „Zyklon B" vernichtet wurden, verlangt die abschreckendste Strafe.

Statt dessen werden von den 24 IG-Schwerverbrechern elf freigesprochen, zwei kommen mit Gefängnisstrafen von 7 bzw. 8 Monaten, sechs mit 1½ bis 3 Jahren und fünf mit nur 4 bis 8 Jahren davon.

Explosionskatastrophe von Ludwigshafen 1948

Die Urteile wirken wie eine Verhöhnung der Völker Europas, die ihre Freiheit unter unsäglichen Leiden und Blutopfern erkaufen mußten. Ja, man wird den Eindruck nicht los, als hätten die Amerikaner in Nürnberg absichtlich Justizkomödie gespielt, um ihre eigenen dunklen Bestrebungen zu tarnen.

Wozu haben sonst wohl amerikanische „Fliegende Festungen" ihre Bombenteppiche über Ludwigshafener Wohnsiedlungen gebreitet, aber es sorgfältig vermieden, die IG-Gift- und Sprengstoffküchen zu zertrümmern?

Wozu?

Zwei Tage vor Beendigung des Nürnberger Scheinprozesses gegen die Direktoren der IG-Farben, am 28. Juli 1948, kurz vor 15 Uhr 45, sieht man von weitem über dem Bau Nummer 14 der Badischen Anilin eine weiße Wolke „mit etwas undefinierbarem Grau" zum Himmel schießen. Gleichzeitig erfolgt eine Explosion, die Uhren des Ludwigshafener Riesenbetriebes bleiben stehen, und ein etwa 1000 Meter hoher Rauchpilz wälzt sich über dem Werk. Die Explosion entlädt sich mit solcher Wucht, daß, wie vor 27 Jahren, als das benachbarte Oppauer Gelände in die Luft flog, bis nach Mannheim hinüber fast sämtliche Fensterscheiben zersplittern. Fensterrahmen brechen aus dem Gemäuer und fallen auf die Straße, Dächer stürzen von Häusern. In Ludwigshafen heulen einige Minuten lang die Luftschutzsirenen.

Stellenweise sieht die Stadt wie nach einem Fliegerangriff aus.

Feuerwehren, Polizeiaufgebote, Rettungstrupps des Roten Kreuzes aus ganz Hessen und aus der Pfalz treffen ein, um Tote und Verletzte aus Ruinen zu bergen. Bereits eine halbe Stunde nach Eintreten des Unglücks sind die Ludwigshafener Krankenhäuser mit zu Schaden Gekommenen überfüllt, so daß man auch Mannheimer, Karlsruher und Heidelberger Krankenhäuser zur Hilfeleistung heranziehen muß.

Große Teile der Bevölkerung flüchten aus Furcht vor weiteren Explosionen ins Freie, indessen Massen von Frauen, Müttern, Kindern von „Anilinern", wie die Angestellten und Arbeiter der IG vom Volksmund genannt werden, zur Fabrik hinausströmen.

Besatzungssoldaten mit geladenen Pistolen halten die Tore zugesperrt, damit die um ihre Männer Bangenden nicht hinein können und nicht vor Weh und quälender Ungewißheit allzu ungestüm werden.

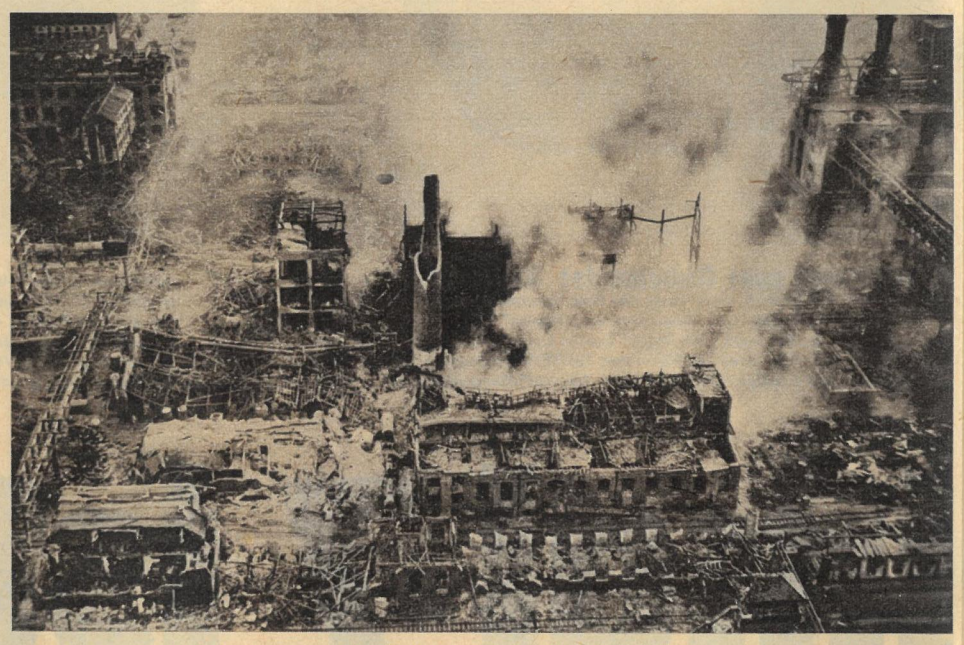
An notdürftig errichteten Verbandstellen wird den Verletzten Erste Hilfe gewährt

„An zahlreichen Stellen des 7 Kilometer langen Werkgeländes lodern Brände", berichtet ein Reporter aus Berlin, der sich einem Rettungstrupp angeschlossen hat. „Rauchgeschwärzt und schweißgebadet drängen sich die Helfer mit Spezialgeräten durch Steinberge und Eisenstangengewirr. Es herrscht unheimliche Hitze. Und Gas, Gas, Gas: Ammoniak- und Schwefeldämpfe, Gerüche von Laugen, Säuren, Schweröl, Farben, Lacken, Benzin legen sich erstickend auf die Lungen. An vielen Gefahrenstellen kommt man nicht ohne Gasmaske vorbei. Pausenlos arbeiten Feuerlösch- und Bergungskommandos. Kaum haben sie einen Brand erstickt, einen Toten hervorgeholt, einen Verletzten beim Verbandplatz abgeliefert, da laufen sie von neuem los . . ."

Mittelpunkt der Explosion sind die Methyl- und Ätherfabriken sowie die Laboratorien der Badischen Anilin gewesen. Von dort griffen die Flammen blitzschnell auf die umliegenden Gebäude über, und durch weit umherspritzende brennende Chemikalien wurden dann auch entferntere Gebäude vom Feuer erfaßt. Von 500 Fabrikanlagen sind, dem Westberliner „Abend" zufolge, über 100 zerstört worden.

242 Werkangehörige sind ums Leben gekommen. An 700 sind schwer, und ich weiß nicht wie viele leicht verletzt. Im Geisterlicht von Karbidlampen und Scheinwerfern von Militärfahrzeugen werden den Opfern Notverbände angelegt.

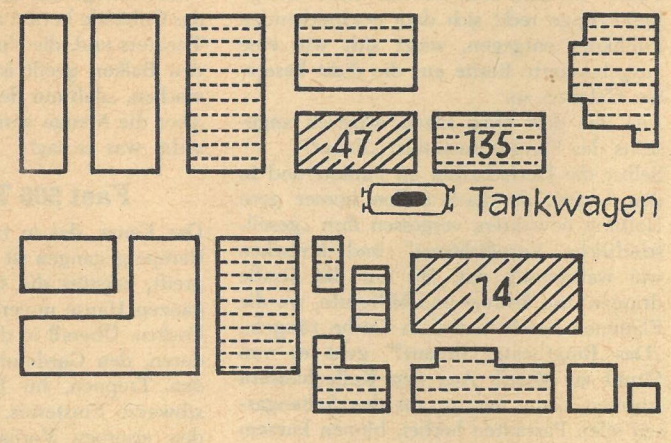
Durch ganz Deutschland wogt eine Welle der Empörung: Haben wir aus den Leiden



Luftaufnahme von der Explosionskatastrophe in Ludwigshafen

zweier Weltkriege, an denen die IG mitschuldig sind, noch immer nichts gelernt?
,Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die Explosion mit Versuchen in Verbindung stand, die der Kriegsvorbereitung dienen, auch wenn jetzt offizielle Dementis den wahren Sachverhalt verschleiern wollen!" klagt der Leitartikler der „Berliner Zeitung" (30. Juli 1948) die Besatzungsmacht an, die die einstweilig verwaisten Sitze des „Rates der Götter" durch Strohmänner besetzt hat.

Rettung ihres Lebens bedeutet, denn der erste Knall, gefolgt von 8 Sekunden dauerndem Zischen des ausströmenden Gases, veranlaßt sie, sich unter Schreibtischen und Werkbänken zu verstecken, um sich vor Stichflammen, splitterndem Glas und Holz und vor einstürzenden Mauern bei einer zweiten Hauptexplosion zu schützen.
Die nachstehende schematische Zeichnung mag erläutern, wie es zu z w e i Explosionen gekommen ist:



Der zerstörte Werkskomplex der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen 1948
Schraffierte Hallen: explodiert,
punktierte Hallen: zerstört

Einer dieser Ehrvergessenen, der Direktor Goldberg, glaubt die unbequemen Frager sowie die die Fabriktore belagernden Frauen und Mütter mit Redensarten abspeisen zu können: Die Katastrophe sei durch eine „Raumgasexplosion" verursacht worden; alle Gerüchte, wonach die Explosion in einem Labor für Sprengstoffversuche entstanden wäre, seien abwegig!
Kurz zuvor hat sich die in Hamburg erscheinende „Welt" aus Mannheim melden lassen, daß in der Stadt zum ersten Mal nach dem Kriege Gasalarm gegeben wurde, um dadurch der Bevölkerung mitzuteilen, daß durch die Explosion Phosgengas ausgeströmt sei, wie es bei der Erzeugung von V-2-Gasen verwendet werde.
Ein Stückchen darunter läßt die „Welt" durch einen „Gewährsmann" der IG ihre Meldung widerlegen — doch auch der „Abend" spricht am 29. Juli 1948 von „kleineren Mengen Phosgengas", die sich nahe dem Explosionsherd befunden hätten.
„Und selbst wenn entweichende Phosgengase an der Explosion nicht schuld waren", greift wieder der Leitartikler der „Berliner Zeitung" in die Debatte ein, so bleibe unbestritten, daß als Herd der Explosion der „Werkbezirk mit dem Methylblau und dem Ätherblau ermittelt wurde, der nach Aussagen von Werkangehörigen unter strengster militärischer Bewachung stand".
„Solche Vorsichtsmaßnahmen können doch nur dann sinnvoll gewesen sein, wenn ein Interesse vorlag, bestimmte Vorgänge in der Fabrik mit einem Schleier des Geheimnisses zu umgeben!"
Die von der Besatzungsmacht geleitete Untersuchungskommission gibt schließlich ein Kommuniqué heraus, worin sie behauptet, ein mit 44 000 Kilogramm Dymethyl-Äther gefüllter Tankwagen sei undicht geworden, und das ausströmende Gemenge wäre durch eine fortgeworfene Zigarette entzündet worden.
Gegen diese Behauptung freilich stehen die Zeugenaussagen aller, die das Unglück miterlebten. Sie hören z w e i Explosionen, wie B. v. K. in der „Berliner Zeitung" vom 18. August 1948 erzählt, was für viele die

Zwischen der Halle 14, die zur Herstellung von Farbstoffen diente und Laboratorien enthielt, der Halle 135, einer Schlosserei, in der im Augenblick der Katastrophe hundert Menschen tätig sind, und der Halle 47, in deren bunkerähnlichem Keller die „Forschungsergebnisse" untergebracht wurden, stand der Tankwagen mit dem bewußten Dymethyl-Äther.
Der Fallrichtung der Trümmer und der Sprengung des „Bunker"daches nach zu urteilen, muß die erste Explosion in Halle 14 durch Selbstentzündung eingelagerter, „streng geheimer" Laborversuchsmaterialien oder durch eine Stichflamme bei einem mißglückten Experiment ausgelöst worden sein, die durch ein wie Zündschnur wirkendes Verbindungsrohr nach Halle 47, dem „Bunker", übersprang.
Diese Explosion muß dem durch Holzverkleidung, Glaswolleschicht und Stahlwand isolierten Tank einen Stoß versetzt haben, so daß er platzte und sein schon bei 26 Grad siedender, hochexplosibler Inhalt — 1 Liter Dymethyl-Äther ergibt 1000 Liter Gas — ausfloß. Ein Funke aus den Öfen der Schlossereihalle 135 wird dann das verderbenbringende Flammenmeer bewirkt haben.
„An welchem Teufelszeug laborierten die Forscher in Halle 14?" fragt die „Berliner Zeitung".
Die Werkdirektion antwortet: „An Kartoffelkäfer-Vernichtungsmitteln!"
„Durchaus möglich!" meint die BZ — „Aber wird sich ein ganzer Stab deutscher und französischer Forscher ausschließlich damit befaßt haben?"
Die Chemiker sind tot. Sie können also die Wahrheit nicht mehr sagen. Die französische Besatzungsmacht könnte die Katastrophe aufklären, wenn sie wollte! Aber sie scheint die Wahrheit zu fürchten!
Als jüngste traurige Kunde von einer Explosion erreichte uns aus Los Angeles die Nachricht, daß am Dienstag, dem 15. Oktober 1957, auf dem Truppenübungsplatz Pendleton in Kalifornien 14 USA-Soldaten durch eine bereits vor dem Abschuß explodierende Rakete verletzt worden sind.

Panik! Panik!

Der übelste Bundesgenosse vieler Katastrophen ist die Panik. So manche Katastrophe würde für Leib und Leben des Menschen weit weniger verhängnisvoll auslaufen, wenn es gelänge, Panik zu vermeiden und Ruhe und Besonnenheit zu bewahren.
Was ist Panik? Woher stammt das Wort?
Es leitet sich vom griechischen „pan" ab und heißt auf deutsch: alles. Damit ist der Begriff der Menge oder einer Massenansammlung gegeben.
„Pan" ist anderseits der Name eines griechischen Gottes, der, mit rauhen Haaren, Bocksfüßen, Hörnern und einem Schwanz verunstaltet, in Feldern und Wäldern umherstreift, in schattigen Höhlen oder an kühlen Ufern auf der Flöte sein Liedchen bläst, um Nymphen und Nixen anzulocken und sie dann zu erschrecken.
Ansonsten ist er den Menschen, die ihn verehren, ein zuverlässiger Beschützer. Während der Schlacht bei Marathon (490 v. u. Z.), da die kleine Schar der Athener gegen das Riesenheer der Perser antreten mußte, soll er, der Sage nach, die Feinde mit lautem Gebrüll in Furcht und Angst versetzt haben, so daß sie nicht streiten konnten und froh waren, mit heiler Haut das Meer zu erreichen und nach der Heimat zu entkommen.
Seitdem reden die Menschen von Panik, wenn bei Katastrophen infolge eines Schrecks allgemeine Kopflosigkeit das Unheil verschlimmert.
Ein besonders tragisches Beispiel dafür bietet der 8. Dezember 1881 in Wien.

Theaterabend in Wien

Die Damen und Herren der vornehmen Kreise haben große Gesellschaftstoilette angelegt und lassen sich von Bedienten in eleganten Kutschen nach dem Theater in der Ringstraße fahren, wo sie sich Offenbachs phantastische Oper „Hoffmanns Erzählungen" anhören wollen.
Ganz Wien spricht ja von des Künstlers letztem Meisterwerk, das nach seinem grandiosen Ersterfolg in Paris nun auch in Österreichs Hauptstadt unter rauschendem Beifall angelaufen ist und heute, am 8. Dezember 1881, seine zweite Aufführung erleben soll.
Der Direktor Jauer hat an Dekorationen und schauspielerischen Kräften nicht gespart, begeistert man sich. Er ist viel zu besessen vom Theaterberuf und selbst Künstler durch und durch, um immer bloß den kühl rechnenden Intendanten hervorzukehren.
Leichter Nebel hüllt die winterlichen Straßen Wiens ein, und zartes Schneegestöber flimmert um die Gaslaternen, deren Schein dadurch einen verträumten Glanz erhält. Zwischen und neben der Flut von Equipagen, Kaleschen, einfachen Fiakern schiebt sich ein unübersehbarer Fußgängerstrom durch die Ringstraße zum Theater hin: Damen und junge Fräuleins „in geschnürten Pelzjäckchen, die Hände in kleinen Muffen, rückwärts krinolinenhaft gebauscht durch das Cul de Paris", ihre Kavaliere in modischen Winterüberziehern und mit hohen Zylindern oder melonenförmigen Steifhüten.
Ziemlich 2000 Zuschauer faßt das im Jahre 1783 nach den Plänen des Architekten Emil von Förster mit einem Kostenaufwand von 900 000 Gulden erbaute Ringtheater. Es erweckt äußerlich einen pompösen Eindruck durch reichen dekorativen Schmuck und überlebensgroße Skulpturen. Jedoch innen entspricht es nicht vollkommen den Anforderungen, die man im Interesse einer bequemen, ungehinderten Zirkulation des Publikums an ein Theater stellen muß.
Am unangenehmsten werden von den Besuchern die engen Gänge und Treppen empfunden. Überdies ist es vom ersten Tage an ihr Kummer, daß die Zugänge zu den Parkettsitzen sowie den Parterrelogen im ersten Stock liegen und erst durch ein Labyrinth von Türen zu erreichen sind. Vielfach geschieht es bei der komplizierten Raumeinteilung infolge einer allzu beschränkten Baufläche, daß Besucher beim Verlassen des Theaters nicht wissen, durch welche Türen sie zum Ausgang gelangen können.
In dem festlich erleuchteten Hause schwirrt es wenige Minuten vor Beginn der Aufführung wie in einem Bienenkorb. Die Herrschaften in den Logen schauen durch Operngläser in die Runde, grüßen gravitätisch von Loge zu Loge, sobald sie Bekannte erspäht haben, und auch die Reihen des Parketts sind durch Prominente der kaiserlichen Donaustadt besetzt. Man sieht Politiker, Künstler, Offiziere aller Ränge mit blitzenden Ordenssternen, schöne, in Samt, Seide und Spitzen gehüllte, mit Edelsteinen und Goldgeschmeide behangene Frauen angeregt miteinander plaudern. Man sieht Elfenbeinfächer wedeln, hört Programmhefte knistern, indessen die Musiker ihre Instrumente stimmen und, wie ein Besucher der vierten Galerie berichtet, einige Bühnenarbeiter zum Gaudi des Topps noch Kulissen zusammennageln.

Plötzlich schreien alle „Feuer!"

Einmal flattert der Vorhang, wahrscheinlich durch Zugluft bewegt, ein wenig ins Parkett hinein, und man kann durch einen sich öffnenden Spalt einen vorwitzigen Blick in die „Weinstube" werfen, in der Hoffmann mit Studenten bei dampfender Bowle zechen, und, um seine schwermütige Stimmung zu verscheuchen, die Ballade vom Zwerge Kleinzack singen wird.

Fortsetzung Seite 14

Der Brand des Wiener „Ringtheaters" am 8. Dezember 1881, nach einer zeitgenössischen Darstellung

Ein Mann sagt seine Meinung über die Frauen:

Wenn die Frauen immer wüßten, was ihrem Manne gefällt,

dann würde vielleicht manche erstaunt feststellen, daß er an anderen Frauen ein geschmackvolles Make up durchaus reizvoll findet, obwohl er doch an ihr Lippenstift und Puder nicht sehen möchte. Das ist zweierlei Maß, und worin liegt die Ursache dafür? Weil „sie" bislang auf die Mittel der Kosmetik verzichtet hat, gewöhnte „er" sich daran und ist nun der Meinung, daß „so etwas nicht zu seiner Frau paßt".

Eine kluge Frau sollte aber auf die Dinge, die ihrem Manne an anderen Frauen gefallen, nicht verzichten. Das ist auch nicht nötig, denn die moderne Kosmetik gestattet ihr eine so natürliche Schönheitspflege, daß ihr Mann von den Mitteln selbst kaum etwas spürt, geschweige denn, daß sie ihm mißfallen. All die Frauen, die ihrem Äußeren auf eine zwar wirkungsvolle, aber doch sehr dezente Art nachhelfen wollen, sollten einmal die Reichalda-Neuheit täng probieren. Mit täng wurden aus zwei — Puder und Creme — eins: die moderne PUDERCREME. täng pflegt die Haut wie jede gute Creme und verleiht ihr dabei gleichzeitig den zarten samtenen Teint, den ein Puder gibt. Zu dem natürlichen Schönsein durch täng gehören also nicht mehr als zwei, drei Handgriffe. Die Tube

täng kostet nur 1,— DM

Reichalda-KOSMETIK macht das Schönsein leicht!

Charlotte Meendzen

KRÄUTER-VITAL-KOSMETIK

Seit 1930 führend in der natürlichen Hautpflege

Fortsetzung von Seite 13

Allmählich verdunkelt sich der Zuschauerraum. Die Musiker haben zu stimmen, die Bühnenarbeiter zu nageln aufgehört, die Türen werden geschlossen. Die Menschen, in Erwartung eines großen Theatererlebnisses, verharren in Stillschweigen und großer Spannung.

Drei, vier Herzschläge lang währen die Hochgefühle freudiger Erregung.

Plötzlich fliegt der Vorhang links in die Höhe, so daß er sich bauscht; gleich danach wallt er wuchtig wie eine sturmgepeitschte Fahne in den Saal hinein. Eine riesige Feuerzunge reckt sich dem erschreckenden Publikum entgegen, wälzt sich wie eine ausgehungerte Bestie auf die dicht besetzten Galerien zu.

Alle, die dort oben sitzen, schreien angesichts des Flammenmantels: „Feuer!"

Selbst die Herrschaften im Parkett und in den Logen, die nach außen immer gern Haltung bewahren, vergessen ihre „gesellschaftliche Verpflichtung" und kreischen wie wahnsinnig mit. Bis auf die Straße dringen ihre Schreie und Hilferufe, wo die Flammen bereits aus dem Dache züngeln. „Das Ringtheater brennt!" geht es von Mund zu Mund. Aus den Kaffeehäusern stürmen Leute heraus, aus den Seitengassen eilen Passanten herbei, binnen kurzem haben sich vor dem schönen Musentempel wahre Menschenlawinen angestaut.

Furchtbar ist es für sie, bei dem Geschiebe und Gedränge, der Verwirrung und Ratlosigkeit, den Gefährdeten nicht helfen zu können.

Mehreren Theatergästen gelingt es, sich zu den Fenstern durchzukämpfen. In ihre Jammerrufe mischen sich die Wehrufe derjenigen auf der Straße. Es ist bei angespanntester Aufmerksamkeit nicht möglich, die Worte Direktor Jauners zu verstehen, der vom Balkon des Theaters zur Besonnenheit mahnt: „Nicht drängen! Es brennt nur der Vorhang! Ruhe! Nicht drängen!"

Direktor Jauner hatte sich hinter der Bühne befunden, als der Brand ausbrach.

„Ein Arbeiter", so berichtet der Schauspieler Lindau, der in dem Stück eine Rolle spielen sollte, „hatte mit der langen Soffittenstange, die zum Anzünden der Soffittenbeleuchtung dient, und an deren oberem Ende ein mit Spiritus gefülltes Blechgefäß angebracht ist, aus dem ein brennender Docht hervorragt, die Soffittenlampen anzuzünden begonnen." Dabei sei er mit dem brennenden Docht den Fransen einer dem ersten Akt von „Hoffmanns Erzählungen" zugehörigen Kulisse zu nahe gekommen, die sofort Feuer fing und ihre hellichte Flamme dem Schleier mitteilte, der für den letzten Akt als Zwischenvorhang bestimmt war.

Keiner ließ den eisernen Vorhang herunter

„Der brennbarste Zunder war gefunden", fährt Schauspieler Lindau in seinem Bericht fort. „Wie eine Furie springt die feurige Lohe den Schnürboden mit seinem Netz von Holz, Takelwerk und getränkter Leinwand an; das Bühnenpersonal rennt wirr durcheinander, drängt sich nach den Damengarderoben hin, von wo aus eine Seitenstiege zur Hohenstaufengasse hinabführt."

Eine Reihe von Darstellern, die in ihrer Garderobe noch im tiefsten Negligé sitzen und offenbar keine rechte Vorstellung von der Gefahr haben, in der sie schweben, machen Anstalten, sich anzukleiden und ihre Habseligkeiten einzupacken. Erst als die Verzweiflungsschreie des Publikums zu ihnen dringen, fühlen sie sich zu schleunigster Flucht veranlaßt.

Normalerweise hätte sofort bei Ausbruch des Brandes ein dafür Verantwortlicher den eisernen Vorhang herunterlassen müssen. Aber es findet sich keine Menschenseele, die diese Polizeivorschrift befolgt.

Erbittert über solch unverzeihliche Gewissenlosigkeit schimpft die „Volkszeitung" in ihrer Ausgabe vom 10. Dezember 1881: „Da hat man die Resultate all der polizeilichen Anordnungen und Vorkehrungen! Die Polizei befiehlt, das und das soll zum Schutz des Publikums geschehen, doch der Herr Direktor ist ein viel klügerer Mann! Er denkt, es bricht doch im Leben kein Feuer aus, was soll er da die lästigen Vorschriften befolgen? Der Kapitän auf dem Schiffe mag seine Rettungsapparate im Stande halten und prüfen, aber der Theaterdirektor hat andere Dinge zu tun!"

Die Zeitung zählt auf, was Direktor Jauner alles zu tun hatte, um seine Offenbachiade nach Pariser Vorbild prächtig auszustatten. „Du liebe Zeit! Da soll wohl auch der vielgeplagte Bühnenlenker noch nachsehen, ob ein zuverlässiger Mann beim eisernen Vorhang steht, ob die Wasserbehälter in Ordnung sind, ob . . ., ob . . ., ob . . .!"

Jetzt sucht Direktor Jauner, nachdem er mit dem Schauspieler Lindau über die hintere Theaterstiege auf die Straße, von dort um das Gebäude herum zum Haupteingang des Theaters und, die Vordertreppe hinauf, auf den Balkon geeilt ist, der Menge weiszumachen, „daß nur der Vorhang brenne".

Aber die Menge versteht bei dem Lärm ja nicht, was er sagt.

Fast 500 Todesopfer

Das Feuer, das in rasender Gier über die Rampe gegangen ist und die Menschen angreift, zerstört die Gasleitung, so daß im ganzen Hause unverhofft die Lampen verlöschen. Überall in den Gängen und Korridoren, den Garderoben, Konditoreien, auf den Treppen, im Foyer herrscht rabenschwarze Finsternis, zumal man nicht nur den eisernen Vorhang und die Wasserberieselungsanlage oberhalb der Bühne vernachlässigt, sondern auch die Öllämpchen nicht angezündet hat, die laut polizeilicher Verfügung über allen Türen und auf allen Wegen brennen sollen.

Schaurig hell bleibt es einzig im Saal, wo die zweitausend auf den Tod Bedrängten in blinder Hast nach den Ausgängen streben. Einige Hunderte, die ihre Plätze nahe den Türen innehatten, gelangen auch hinaus, dann freilich stehen sie da und wissen im Dunkeln nicht wohin.

Man tastet sich mit den Händen vorwärts. Allzubald sind die engen Korridore und Treppen verstopft, ein Kampf um das eigene Leben hebt an, man tritt drauflos, stößt, haut um sich, fällt. Wer umgerissen wird, über den stürzen ganze Knäuel von Menschen hinweg, oder er wird zertreten. Nur den Kräftigsten sowie einigen von der Panik nicht Ergriffenen gelingt es, die Straße zu erreichen. So berichtet ein Besucher aus dem „Topp", der glücklicherweise direkt am Notausgang saß, er sei die Stiege zur dritten Galerie hinuntergetappt, als sich ihm bereits ein Haufen Leute schreiend entgegenschob: „Unten brennt's, nicht hinuntergehen!" Verwegene zertrümmerten die Fensterscheiben.

„Ich blieb vielleicht zehn Sekunden stehen, ratlos, was ich tun sollte", sagt der junge Mann, ein Musikstudent, „dann entschloß ich mich, lieber durch das Feuer zu laufen, als nach oben, zur tobenden Menge, zurückzukehren. Ich tappte mit vielleicht noch zwei, drei jungen Leuten, die mir aber vorauseilten, langsam die rauchige Treppe hinab. Ich brauchte etwa eine Minute. Unten angekommen, kannte ich mich nicht aus, aber ich befand mich, Gott sei Dank!, beim Tor in der Heßgasse."

Andere Theaterbesucher vermögen sich bis zum Foyer durchzuringen, wo durch den geöffneten Balkon frische, würzige Luft hereinweht, die sie aufatmen läßt. Die zuerst das Foyer Erreichenden stürzen natürlich gleich auf den Balkon. Dort vernehmen sie das Knistern der aus dem Dach und dem unteren Stockwerk schlagenden Flammen, sehen sie, wie der Himmel sich immer röter färbt, verspüren sie den aus dem Theaterinnern nach außen entweichenden glühenden Feuerdunst.

Fünfzehn bange Minuten verstreichen, eine peinvolle Ewigkeit, und noch immer ist nicht abzusehen, wann ein Rettungstuch ausgebreitet werden wird, in das die Eingeschlossenen hineinspringen können!

Einer von ihnen hält das mörderische Abwarten nicht länger aus und brüllt der Menschenansammlung vor dem brennenden Theater zu: „Platz da! Ich springe hinunter ohne Tuch!"

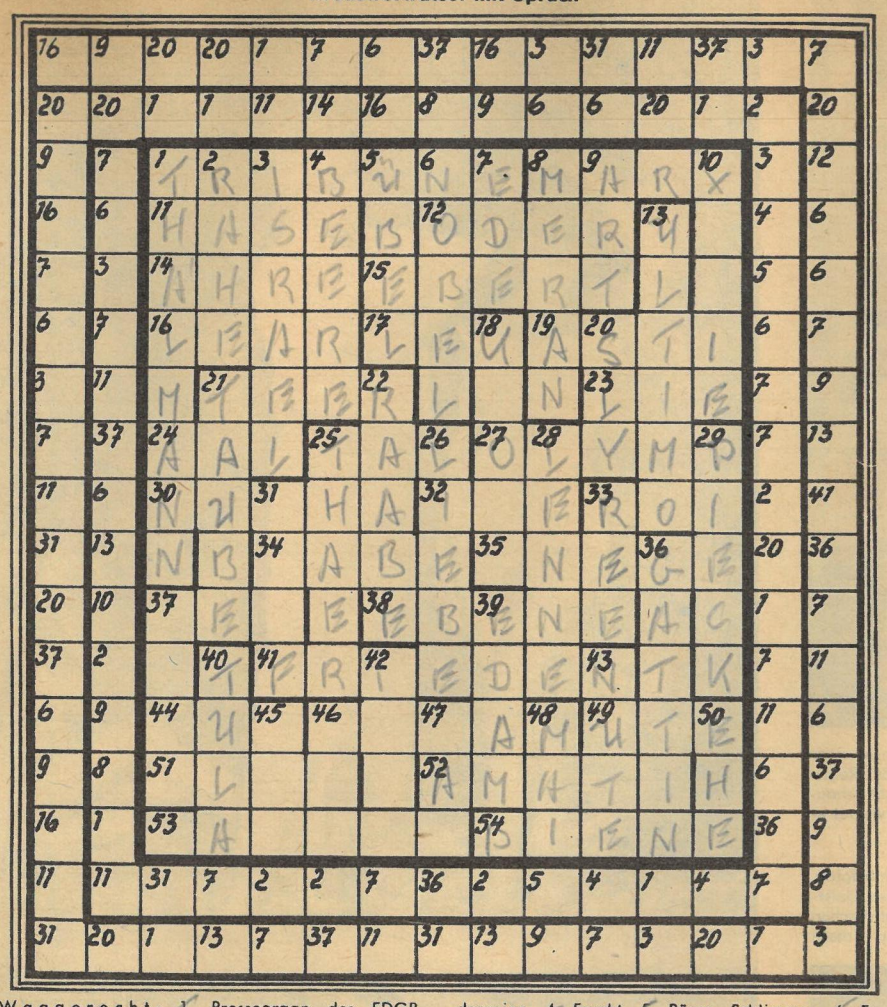
Aber die Menge rückt und rührt sich nicht, sondern streckt tausendfach ihre Arme empor, um den Mann aufzufangen, der den kühnen Sprung wagen will.

Er springt und gelangt in Sicherheit.

Da fassen sich weitere auf dem Balkon ein Herz. Fast alle, die sich mutig hinabwarfen, kommen, von leichten Hautabschürfungen abgesehen, wohlbehalten unten an.

Fortsetzung folgt

Kreuzworträtsel mit Spruch



Waagerecht: 1. Presseorgan des FDGB, 8. Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus, 11. Feld- und Waldtier, 12. deutscher Grenzfluß, 14. Fruchtstand, 15. Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, 16. Dramengestalt bei Shakespeare, 17. Mündungsarm des Rheins, 19. italienische Weinstadt, 21. Steinkohlenprodukt, 23. norwegischer Schriftsteller (1833—1908), 24. Fisch, 25. Gebirgseinschnitt, 27. Sitz der altgriechischen Götter, 30. eine der ältesten Städte Aserbeidshans, „Stadt der Seide", 32. Nebenfluß der Aller, 33. französisch: König, 34. Besitz, 35. Erfolge, gewonnene Kämpfe, 37. Fluß in Schottland, 38. Flachland, 41. heißester Wunsch aller Völker, 44. Berg in Graubünden, 46. alter Name einer Stadt in Jugoslawien, 49. Mutter der Burgunderkönige, 51. Untiefe, 52. berühmter italienischer Geigenbauer, 53. fortschrittlicher französischer Schriftsteller (1895 bis 1952), 54. Nutzinsekt.

Senkrecht: 1. deutscher Arbeiterführer (1886—1944), 2. Segelstange, 3. Republik in Vorderasien, 4. Frucht, 5. Böses, Schlimmes, 6. Erfinder des Dynamits, 7. Stadt in Gelderland, 8. Stadt in Tirol, 9. Sorte, 10. Sinnspruch, Spottgedicht, 13. Monatsletzter, 18. Knödel, 20. Oper von Wolf-Ferrari, 21. Vogel, 22. Autor des Romans „Chronik der Sperlingsgasse", 25. Begründer der Landwirtschaftswissenschaft, 26. innige Zuneigung, 28. Zufluß der Aller, 29. führender deutscher Staatsmann, 31. Leiter, Inhaber, 33. Schiffskommandowort, 36. Ehehälfte, 37. weltbekannte französische Friedenskämpferin, 39. Stadt in Holland, 40. Stadt südlich von Moskau, 42. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 43. Falz, Rinne, 45. Einsicht (dichterisch), 46. Papageienart, 47. Maschinenteil, 48. Monat, 50. Verbindung.

Werden in die Felder der Umrandung die Buchstaben der Zahlenfelder im Kreuzworträtsel übertragen, so ergibt sich, oben links beginnend und in Uhrzeigerrichtung gelesen, ein Wort des tatarischen Dichters Mussa Dshalil, das er kurz vor seiner Hinrichtung durch die Faschisten im Kerker Moabit niederschrieb.

Silbenrätsel

a be bel ben bo brus chel da dat dau de der der do dom drei du e e e ei el elf fir fries gen ger hä hei her heu holz i in in in kar land le li lin ling ma ma me me me mel nat ne ne ne nis nit no nor o ost rek ri rith ro rohr ru säug sche sel ser son sung te té tel ter tik to tu va we wei wen wu

Es sind 30 Wörter zu bilden, deren 1. und 4. Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Lichtenberg ergeben.

1. nordamerikanischer realistischer Schriftsteller (1871—1945), 2. aalähnlicher Fisch, 3. Hartkautschuk, 4. Bienenkönigin, 5. Zahlenlehre, 6. Erntemaschine, 7. bekannter Negersänger, Weltfriedenspreisträger, 8. deutscher Dichter (1797—1856), 9. Edelholz tropischer Bäume, 10. Oper von Mozart, 11. Nachtschattengewächs, 12. Farbbindemittel, 13. Fleischfarbe in der Malerei, 14. chilenischer Dichter der Gegenwart, 15. Körpererfrischung, 16. Waldvogel, 17. Angehöriger eines Wanderstammes, 18. chinesische Hafenstadt nahe Schanghai, 19. Landschaft zwischen Dollart und Jadebusen, 20. Stadt am Bodensee, 21. Raubinsekt, 22. Strafstoß beim Fußball, 23. europäischer Staat, 24. Asiat, 25. Kleinkind, 26. deutscher sozialistischer Schriftsteller („Die letzte Heuer"), 27. Schaubühne, 28. höchster Berg des Kaukasus, 29. Sumpfvogel, 30. Südfrucht.

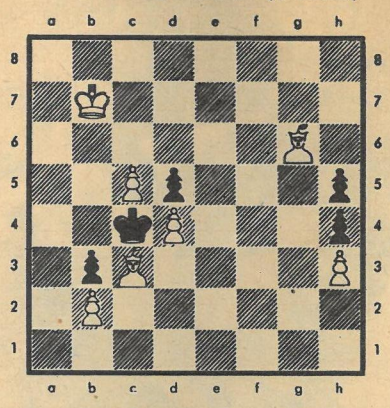
System Pirc-Ufimcew

Weiß: Beßner, Wissenschaften Dresden — Schwarz: Hartmann, Fortschritt Neugersdorf-Süd

Pokalmannschaftskampf 1956 in Neugersdorf

1. e4 d6 2. d4 Sf6 3. Sc3 g6 (Pirc und Ufimcew haben getrennt voneinander diese Art Königsindisch ausgearbeitet.) 4. f3 (Pachmann empfiehlt f4, da der c-B nicht auf c4 steht und deshalb Schwarz auf dem Damenflügel Angriffschancen hat.) Lg7 5. Le3 Sbd7 6. Dd2 cb 7. 0-0-0 (Der weiße Plan, nun einen Bauernsturm gegen die Rochade zu führen, stößt ins Leere, denn Schwarz vermied die Rochade.) Da5 8. Kb1 a6 9. g4 h5 10. g5 Sh7 11. Ld3 (Der Läufer, überhaupt Weiß, steht nicht gut.) b5 12. f4 c5 13. Sf3 (Besser Sd5.) Lb7 14. Thf1 c4! 15. Le2 b4 16. Sd5 c3! 17. De1 (Nicht b×c3, wegen L×d5!) L×d5 18. e×d5 Sb6 (Schwarz hat die Eröffnung besser als wohl erwartet gespielt, hat klare Gewinnstellung erreicht, aber nun ist er zu unentschlossen. c×b2 riß die Königsstellung auf, freilich sollte später auch die Öffnung der a-Linie durchschlagen.) 19. b3 D×d5 20. f5 Db7 21. d5?! (Nur rücksichtsloser Angriff kann retten.) g×f5 22. Sh4 0-0 23. S×f5 (Es sollte erst Df2 geschehen; falls dann S×d5, so 24. T×d5 D×d5 25. g6 Sf6 26. S×f5 mit starkem Angriff. a5 nach 23. . . . Df2 kann durch 24. L×b6 a4 25. Lc4 pariert werden.) a5 24. Df2 Sc8? (Jetzt mußte a4 folgen! Schwarz verpaßt die letzte Chance, und nun rollt der weiße Angriff unaufhaltsam.) 25. Sh6† L×h6 26. g×h6 Kh8 27. Ld3 f6 28. Df5 e6 29. d×e6 d5 30. Ld4 a4 (Kommt zu spät, es gibt aber keine genügende Verteidigung mehr; De7 scheitert an Lc5.) 31. D×f6†! (Die Läufer gestatten diesen Schluß.) S×f6 32. T×f6 T×f6 33. L×f6† Kg8 34. Tg1† Aufgegeben. Es könnte folgen: Kf8 35. h7 D×h7 36. L×h7 Se7 37. Tg7 Ta7 38. Lg6! (Anmerkungen nach Beßner.)

Dr. G. Kaiser, Dresden (Urdruck)



Matt in drei Zügen

Lösung zu Nummer 2

Martin (3er): 1. Dd1! Zugzwang c×d1D 2. T1c7. 1. . . . d×e1D 2. Dd6! 1. . . . g×h3 2. Dg1. 1. . . . g3 2. D×h5†.

Alles dreht sich

Rätsel-Rosette. Nach rechts gelesen: 1. Schweifstern, 2. Leiste, 3. Geschmack (ü = ue), 4. Auszeichnung, 5. Verletzungen durch Tiere, 6. Gemütsstimmung 7. Körperteil, 8. enge Straße, 9. Faßteil, 10. Mädchenname, 11. Kniff, 12. biegsamer Zweig, 13. derbkomisches Bühnenstück, 14. Nebenfluß der Oise, 15. Begründer des Sowjetstaates, 16. Hafendämme, 17. Raubtier, 18. Daseinsform, 19. altes Längenmaß (Mz.), 20. Barbier.

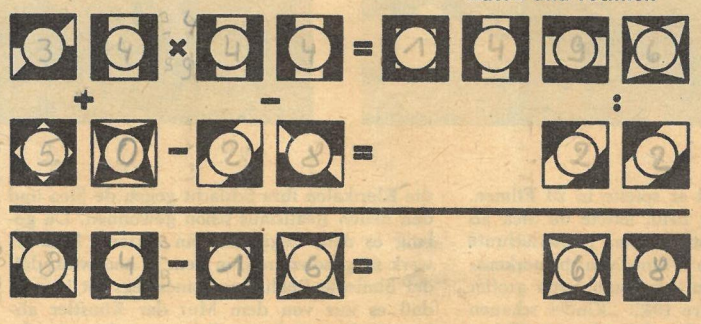
Nach links gelesen: 1. männliches Haustier, 2. Wetterstoff, 3. Fortpflanzungskeim, 4. Truthahn, 5. Schnittholz, 6. bergmännisch: enge Kluft, 7. Grundlage, Unterbau, 8. Höflichkeitsausdruck, 9. Flaumfeder, 10. Zahlstelle, 11. Werk von Goethe, 12. Getreidebündel, 13. Romangestalt bei Nexö, 14. Schlagader, 15. Verzeichnis, 16. Warenschau, 17. Gewicht, 18. Blume, 19. Naturerscheinung, 20. Trümpfe im Skat.

Wörter in Kreisen. Um die Zahlen sind in Uhrzeigerrichtung Wörter einzutragen, die folgendes bedeuten:

1. Körperertüchtigung, 2. Befehl, Auftrag, 3. Vorraum, 4. Nebenfluß der Ruhr, 5. Ausdruck für Frühling (Mz.), 6. Maurerwerkzeug, 7. Gestalt aus „Die Fledermaus", 8. englischer Seefahrer (1540-1596), 9. Hafenstadt im Süden der Halbinsel Malakka, 10. mecklenburgischer Fluß, 11. französischer utopischer Schriftsteller (1828—1905), 12. Fläche, 13. Tierunterkunft.

Bei richtiger Lösung nennen uns die Außenfelder, ebenfalls in Uhrzeigerrichtung gelesen, eine Gestalt der Faschingszeit.

Raten und rechnen



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten gleiche Ziffern. Es sind die Ziffern zu finden, die, in die Kreisfelder der Figuren eingesetzt, die senkrechten und die waagerechten Aufgaben richtig lösen. Zur Lösungserleichterung: Die 7 ist in der Aufgabe nicht enthalten.

RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 3

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Fedin, 4. Lenin, 7. Liebe, 8. Bebel, 11. Alane, 12. Heine. — Senkrecht: 1. Fall, 2. Düne, 3. None, 5. Eifel, 6. Ibsen, 8. Bach, 9. Bari, 10. Lese.

Nur ein Buchstabe. Bau(m)schlag, Pass(a)gier, Reihe(r)beize, Brei(t)schwanz, Man(i)fest, Flasche(n)zug, Buch(h)alter, Chlor(o)form, Bar(o)meter, Schnee(p)flug. — Martin Hoop.

Silbenrätsel. 1. Nußbohrer, 2. Intendant, 3. Euwe, 4. Waggon, 5. Irrlicht, 6. Eber, 7. Diskus, 8. Ernte, 9. Rogen, 10. Wasserstoff, 11. Elektra, 12. Reuter, 13. Darwin, 14. Elster, 15. Niobe, 16. Januar, 17. Usus, 18. Norderney, 19. Kandare, 20. Egmont, 21. Raubmöwe, 22. Turandot, 23. Habicht, 24. Reimann, 25. Osten, 26. Neufundland. — „Nie wieder werden Junker thronen, wo heute freie Bauern wohnen!"

Rösselsprung. „Die Mißbräuche, unter denen ich als Kind gelitten, haben mich gelehrt, gut gegen andere zu sein." — Die Kindheit.

Briefversteck. Franz! Weil (2), Nacht (8), zweiter (2), Klavier hundert (400), ohne Untersuchung (9), Sie benimmt (7), zuversichtlich und erträgt (100), Radreise (3), Alleinsein (1), sein Sohn (1), Nacht (8), Revierförsterei (4), prachtvoll (8), sein. Sie (1), Jagdhund ertrunken (100), Heine und (9), Schund ertrage (100), Richard reitet (3), neu, noch (9), macht (8), lacht (8), macht (8), acht Zigaretten (80), vier Zigarren (40), beachtlichen (8), meinst (1), sie beneidet (7), Eberhard Reichelt aus Endingen (3, 1000), wird, reisen (3), macht (8), Deine ungeduldige (9) = 1958.

Mit **Allsat** immer auf Draht

Allsat erhält jugendfrisch, leistungsfähig und lebenstüchtig. Packung 2,– DM in Apotheken, Drogerien und Reformhäusern. Ausführlicher Prospekt kostenlos. Zinsser & Co., Leipzig D 5

Beinverkürzung

Warum sich noch quälen mit seinem Leiden! Verwenden Sie **DIBA-Spezialeinlage** (Beinausgleich bis 10 cm, ges. gesch.). Von Ärzten empfohlen, für Normalhalbschuhe, normales Aussehen. Auch für Damen. Verlangen Sie Prospekt!

Alleinhersteller Günter Schubert, Werkstätte für DIBA **Bischofswerda / Sa.,** Kirchstraße 19

Ein unbezahlbares Schauspiel, den großen Regisseur einer Darstellerin ihre Rolle vorspielen zu sehen. Er kann in einer Szene von der komischsten bis zur tragischsten Rolle den Schauspielern Vorbilder geben. „Sie sind ein so großer Regisseur, weshalb bleiben Sie auch Schauspieler?" „Es ist eine Schwäche von mir, anderseits könnte ich, wenn ich nicht Schauspieler wäre, viele meiner Filme, die ich allein produziere, nicht finanzieren. Ich brauche einfach die Gage", antwortet er

De Sica in einer Szene des Films „Anna von Brooklin" Die Frau, deren Schulter man hier nur sieht, ist Gina Lollobrigida. Ich war etwas verdutzt, als de Sica in seiner Garderobe das Kostüm übergeworfen wurde und er plötzlich in einen Geistlichen verwandelt war, und gerade hatte er mir über seinen Kampf mit den Klerikalen beim Durchsetzen seiner realistischen Filmkunst erzählt. „Mein lieber Freund, das Kleid macht nicht den Mönch", beruhigt mich de Sica mit einem kleinen Lächeln

De Sica ist in ständiger Bewegung bei seiner Arbeit und interessiert sich für alles, auch für Dinge, die ihn, wie man denkt, gar nichts angehen sollten. Hier kämmt er einer jungen Schauspielerin die Haare, so wie er es sich denkt, prüft dort eine Maske und ist praktisch an allen Stellen zugleich. Er ist der vollständige Gegensatz zu den amerikanischen Regisseuren, die stundenlang auf ihren Posten sitzen bleiben und sich nur an ihre eigene Aufgabe halten

Während der Außenaufnahmen in Montecelio. Der Lautsprecher in den Händen von de Sica wird zu einem wahren Teufelsinstrument, das Tote erwecken könnte, denn in seiner temperamentvollen Art wirbelt er die Darsteller durcheinander, doch am Ende hat jeder seinen richtigen Platz und eine genaue Vorstellung von seiner Aufgabe ▷

◁ Ungeachtet seiner silberweißen Haare und seiner 57 Jahre, ist de Sica ein jugendlich wirkender Mann. Hier ist er schon geschminkt für seine Rolle als Priester, und seine Haare sind besonders präpariert. Mit Interesse hat er sich die Nummern der „Zeit im Bild" betrachtet, leider konnte er Deutsch nicht lesen, aber mit großem Vergnügen sah er sich die Puppen des DEFA-Studios auf dem Titelbild an

Vittorio de Sica, heute einer der größten Regisseure — alle seine Filme haben einen internationalen Preis erhalten —, ist vor 57 Jahren in Sora, einem kleinen Dorf, einige 100 Kilometer von Rom gelegen, geboren. Aus einer kleinbürgerlichen Familie stammend, waren seine Kindheit und seine Jugend außerordentlich bewegt, weil die wirtschaftliche Bilanz der Familie immer sehr mager war. De Sica hatte sein Diplom für Handelsbuchhaltung und nicht die geringste Absicht, sich dem Film zu widmen. Eines Tages wurde er zufällig durch einen Freund der berühmten Schauspielerin Tatiana Pavlowa vorgestellt, und er fragte sie lediglich aus Neugierde, wieviel ein Schauspieler im allgemeinen verdiene. „18 Lire pro Tag", antwortete die Schauspielerin. Beeindruckt von dieser Summe, fragte er die Pavlowa, ob nicht eine Möglichkeit bestünde, eine kleine Rolle zu bekommen. Tatsächlich debütierte er dann im Jahre 1923 in der Rolle eines Kellners in dem Lustspiel „Liebestraum". Es folgten wechselvolle Jahre günstigen Verdienstes und schweren Hungers. Aber schließlich erhielt Vittorio die Hauptrolle in dem Film „Die Männer, solche Lumpen", jenem Film, der seinen Triumph begründete. Die Presse lobte ihn, und „Corriere della Sera", die größte italienische Zeitung jener Zeit, charakterisierte ihn: „Dieser Schauspieler ist zum Liebling des Publikums geworden, weil er so gar nichts von den üblichen Schönen dieses Berufes hat, aber er ist sehr sympathisch und voller Menschlichkeit." In den folgenden Jahren festigte sich sein Ruf als Schauspieler mehr und mehr, und er spielte in 23 Filmen. Schließlich, im Jahre 1940, leitete de Sica als Regisseur seinen ersten Film, „Scharlachrote Rosen", dem andere Filme von bemerkenswertem Erfolg folgten. Aber sein erster großer Film erschien im Jahre 1942: „Kinder schauen uns an." Er war das Ergebnis des glücklichen Zusammentreffens von de Sica mit einem großen Journalisten und Drehbuchautoren: Cesare Zavattini. Ein Film voll Mut, Bitterkeit und Kritik, der heute als erster Stein jenes großen Gebäudes gilt, das man dann italienischen Neorealismus nennt. Ungeachtet des Skandals und der Polemiken, die durch diesen Film im italienischen Faschismus hervorgerufen wurden, verstanden die Deutschen sofort, daß de Sica und Zavattini zwei große Könner für den Film waren, und von Berlin regnete es eine Folge von Angeboten, die von beiden immer wieder höflich, aber systematisch zurückgewiesen wurden.

Im Jahre 1946 schließlich wurde eines der interessantesten Werke der Filmkunst geboren, der Film „Gassenjunge". Es war der Beginn einer Reihe von Filmen, die die Welt in Erstaunen setzten: „Fahrraddiebe", „Das Wunder von Mailand", „Umberto D", alle in Szene gesetzt von Zavattini, während de Sica als Regisseur wirkte. Es war ein harter und langer Kampf, den diese beiden Männer führten, um diese Werke zu verwirklichen; sie hatten scharf gegen die Angriffe der Klerikalen, die Regierungszensur und den Mangel an Geld für die Produktion zu kämpfen. Gerade in diesen letzten zwei Jahren schien es, als hätten die Klerikalen ihre Schlacht gegen de Sica und den neuen Realismus schon gewonnen. Da gelang es dem Regisseur, ein anderes Meisterwerk zu produzieren, in dem er nachwies, daß der filmische Realismus keineswegs tot ist und daß es nur von dem Mut der Künstler abhängt, ihn wieder aufleben zu lassen. „Ja, gewiß, Mut muß man haben", waren die Worte, die de Sica mir sagte, als ich ihn in Montecelio, einem kleinen Ort an der Peripherie Roms, besuchte. Hier hielt er sich auf, um die Außenaufnahmen eines neuen Films, „Anna von Brooklin", mit Lollobrigida zu drehen. Dieser Film wird von zwei Regisseuren geleitet, von denen der eine ein Italiener und der zweite ein Amerikaner ist, während de Sica nur die Funktionen eines „Oberrevisors" ausübt. Es ist schon merkwürdig, zu beobachten, wie die Sache in Wirklichkeit aussieht; die beiden Regisseure hatten wenig zu tun, weil de Sica alles allein machte und durch seine Persönlichkeit die ganze Truppe beherrschte. In einer Arbeitspause gab mir de Sica einen Wink, und ich konnte mit ihm sprechen. Allerdings ist er auch in den Pausen niemals allein. Immer ist er umgeben von einer Schar Personen, die ihn verfolgen und tausend Anliegen haben: Produzenten, Aufnahmeleiter, Monteure, Photographen, Maskenbildner, Schauspieler, Freunde, die Geld verlangen, schöne Mädchen, die ein Autogramm wünschen. Mit einer Taktik, die eines großen Generals würdig wäre, ist es ihm gelungen, sich von allen diesen Personen frei zu machen. Er nahm mich am Arm, schob mich in ein Zimmer und verschloß sofort die Eingangstür für alle lästigen Quälgeister. „Endlich eine kleine Atempause", sagte er und hob die Hände zum Himmel empor. „Sie irren sich, denn jetzt gehe ich zum Angriff über!" antwortete ich.

Unversehens fand sich im Zimmer eine ältere Dame ein. Unter ihrem sanften, aber energischen Blick ließ sich de Sica schwer in seinen Sessel zurückfallen und machte mit den Armen eine Geste unbedingter Übergabe. „Jetzt beginnt das Martyrium der Maske", sagte er, während die Dame sich mit Puder und anderen geheimnisvollen Utensilien der modernen Kosmetik bewaffnete. Dann folgten einige Momente des Schweigens, de Sica schaute resigniert in den Spiegel, und ich sah bezaubert diesen Beschwörungen des Teufels zu. Dann unterbrach ich die Szene mit meiner ersten Frage. „Wie ist Ihre Meinung über den Neorealismus?" De Sica fuhr fort, in den Spiegel zu schauen, und dann, leise, ohne sich zu erregen, ohne sich umzuwenden, antwortete er: „Eines Tages fragte mich ein englischer Journalist in der Tat wirklich sehr unschuldig, ob ich unter filmischem Realismus nur die Kunst verstehe, alles Äußerliche zu drehen! Natürlich wurde dem Armen schlecht, als ich ihm antwortete, daß es sich nicht um ein äußeres, sondern um ein inneres Problem handele, und zwar um Mut. Für mich besteht die ganze Frage darin. Viele intellektuelle Kritiker, Filmstudenten sprechen heute lebhaft über den italienischen filmischen Realismus und über die Ursachen des qualitativen Ab-

Mut zum Realismus

Interview mit Vittorio de Sica für „Zeit im Bild" von Plinio Salerno

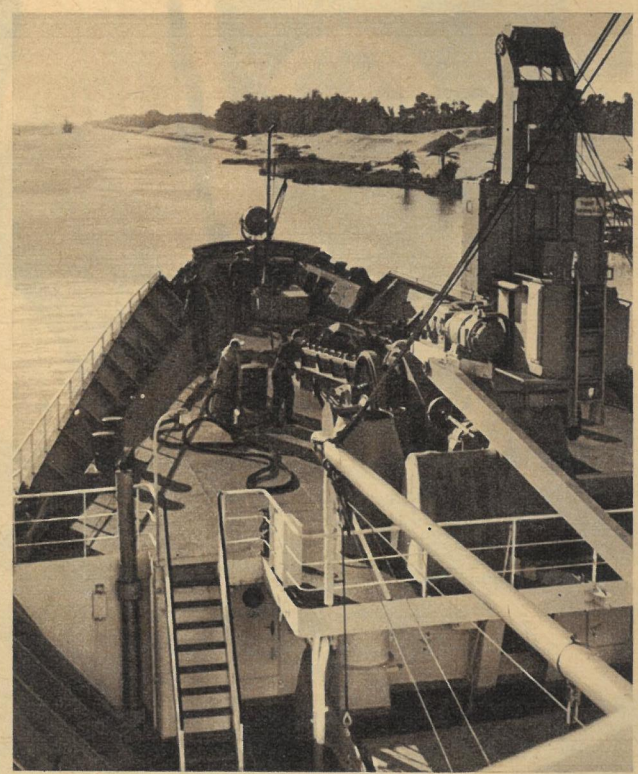
sinkens unserer Filmproduktion. Einige, die an ihre Umgebung gebunden sind und gewiß nicht fortschrittlich eingestellt sind, behaupten geradezu, daß der Neorealismus schon gestorben sei, während andere — mehr gemäßigt — zuviel über die Ursachen der Abnahme philosophieren. Für mich hingegen ist diese Frage sehr konkret. Die Ursachen dieser Qualitätsabnahme bestehen vor allem in dem Mangel an Mut. Den neuen Realismus ausüben bedeutet, den Mut besitzen, die Wahrheit zu erzählen, aufrichtig zu sein, zu wissen, unsere Wirklichkeit darzustellen wie auch diejenige der modernen Welt. Man kann also sagen, daß die Zukunft des Neorealismus sowie des Films von dem Mut abhängt, den unsere italienischen Filmfachleute haben werden."
De Sica unterbricht sich und fragt, ob ich einverstanden bin mit seinen Behauptungen. Ich bin weit entfernt davon, ihm zu widersprechen, weil ich vollkommen seiner Meinung bin, und als Zeichen der Zustimmung senke ich wiederholt den Kopf. De Sica spricht weiter, während die Frau unerbittlich fortfährt, ihm das Gesicht zu bearbeiten. „Wenn der Neorealismus nur ein Modewunder des Films wäre, wie manche behaupten, würde er nicht heute in der ganzen Welt so viele Nachahmer haben. Man sagt, daß der Neorealismus heute in Italien am Ende sei, aber schauen Sie, wie er um so mehr in der ganzen Welt blüht. Gewiß darf man nicht glauben, daß ‚Realismus zu machen' eine leichte Sache sei und daß wir ihn erfunden hätten. Es ist eine schwere Angelegenheit, die Opfer, Kampf, Mut und Ausdauer verlangt. Es genügt uns hierbei nicht, gegen die Zensur und gegen das Milieu zu kämpfen, die alles tun, um die Produktion eines realistischen Filmes zu verhindern, man muß auch etwas aus der eigenen Tasche zusetzen können. Sie wissen, daß ich fast alle meine guten Filme persönlich finanzieren mußte. Dennoch haben meine Filme in Italien niemals einen solchen Erfolg, der die Produktionskosten deckte. Zum Beispiel die ‚Fahrraddiebe', die ich allein mit meinem Geld produzierte. Dieser Film hat die amerikanische Auszeichnung, das ‚silberne Band der amerikanischen Akademie', erhalten, die Prämie Saint Michel des Festivals von Knokke Le Zout, die besondere Prämie des Festivals von Locarno, den silbernen Löwen des Festivals von Venedig und außerdem fünf andere silberne Bänder der ganzen Welt. Man kann also beinahe sagen, daß es kaum einen Film gibt, der mehr ausgezeichnet wurde als dieser. Und dennoch ist es nicht gelungen, alle Spesen hereinzubekommen. In Italien zum Beispiel ist dieser Film bemerkenswert boykottiert worden. Um ein anderes Beispiel zu nennen: Der Film ‚Das Dach', den ich mit meinem Geld produzierte, hat viel künstlerischen Erfolg erzielt. In der Sowjetunion erhielt er den zweiten Preis in einem Festival, das den ausländischen Filmen gewidmet war. Während die fortschrittliche Presse in Italien dem Film viel Lob spendete, wurde er von der anderen Presse boykottiert. So ist der finanzielle Erfolg ziemlich gering, und ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, die Spesen wenigstens zur Hälfte hereinzubekommen. Es ist Tatsache, daß meine Filme nie ein Kassenerfolg werden. Sie wollen immer die Wahrheit sagen, auch wenn es sich, wie bei dem ‚Wunder von Mailand', um eine Fabel handelt. Sie bringen Sachen und Gefühle zum Ausdruck, die mit der Wirklichkeit, den Problemen unserer Zeit übereinstimmen. Im übrigen, auf der Grundlage des Realismus erhebt sich die Poesie, weil die Wirklichkeit darzustellen immer Poesie bedeutet. Man sagt, daß in Italien sich die Wirklichkeit geändert habe, sie sei nicht mehr jene der Nachkriegszeit, und der Neorealismus sei im Begriff zu sterben, weil es ihm nicht gelingt, sich dieser Wirklichkeit anzupassen. Das ist eine jammervolle Lüge. Wahr ist, daß die Lebenslage verändert ist (es würde exakter sein, erläuterte de Sica, noch zu sagen, daß nur ein Teil der Wirklichkeit sich geändert hat, respektiv gewechselt hat), aber es ist gleichfalls wahr, daß der italienische Film nicht über die Mittel verfügt, die Möglichkeiten und den genügenden Mut, um dieser Wirklichkeit mit aufrichtigem Geist und in objektiver Weise Ausdruck zu geben. Darin besteht das ganze Problem."
De Sica zieht aus der Tasche ein Päckchen, um noch eine Zigarette zu rauchen. Es ist klar, daß dieses Gespräch ihn sehr interessiert, und er würde auch weitersprechen, aber es ist inzwischen spät geworden, und schon klopft man an die Tür seines Zimmers. Die Arbeit beginnt wieder, und er wird auf seinen Posten als Direktor gerufen. Auch die Maskenbildnerin hat ihr Werk endlich zu Ende geführt und wirft mir einen bedeutungsvollen Blick zu, der mir verständlich machen soll, daß die Zeit abgelaufen ist. Ich lese in Eile meinen Notizblock und richte an den Regisseur einige andere kurze Fragen. „Was können Sie mir über Ihre Erfahrung in Amerika sagen?" De Sica zuckt die Achseln zum Zeichen seiner Skepsis. „Sehen Sie", sagt er, „ich wurde nach dort eingeladen, um einen Film zu leiten, der die Geschichte einer kleinen Familie erzählt. ‚Miracolo' oder ‚Unter dem Regen'. Aber die Sachen komplizierten sich. Ich wollte die einfache und wirkliche Geschichte einer kleinen Familie erzählen, aber sie wollten, daß ich diese Geschichte mit anderen Sachen vollstopfe, Sentimentalitäten, Gangster, Faustschläge. Ich sagte nein, und der Film wurde nicht gedreht."
„Man sprach auch", frage ich den Regisseur, „von einem Film, der in der Sowjetunion gedreht werden sollte."
„Ja", antwortete de Sica, „ich hätte gern einen Film in der Sowjetunion gedreht. Leider kam die Sache ohne mein Verschulden oder das der Sowjetunion nicht zustande."
„Haben Sie noch den Wunsch, in der Sowjetunion einen Film zu drehen?" fragte ich weiter. „Gewiß, ich sage Ihnen zum Beispiel, daß man mich aufforderte, ‚Die Steppe' von Tschechow zu inszenieren. Es würde mir sehr gefallen haben, diesen Film zu drehen. Sehen wir, was die Zukunft bringen wird."
Es ist Zeit, mich zu verabschieden, aber bevor ich es tue, macht mein Kollege schnell eine Aufnahme von uns für „Zeit im Bild", der de Sica dieses Interview zugestanden hatte.

△
Westdeutschland: Sturmschäden, die in die Tausende gehen, richteten Orkanböen an, die über weite Küsten- und Binnengebiete hinwegbrausten. Eine dieser Böen warf im Braunschweiger Hafen einen 105-Tonnen-Kran glatt um. Der Kranführer kam mit dem Schrecken davon

Japan: Hü und hott, diesmal mit einer Jolanthe. Choshiro Fukushi aus Goshawara dressierte sein Schwein so, daß es genau wie ein Pferd seine Arbeit verrichtet. Diesmal will er mit seiner gelehrigen Jolanthe eine Ausnahme machen: Der Weg zur Schlachtbank wird erst über den Zirkus führen

ZEIT IM BILD

ČSR: Auf lange Sicht bereiten sich die Studentinnen der Prager Sporthochschule vor. 1960 wird nämlich die 2. Nationale Spartakiade stattfinden. Da die Gruppen bei Sportspielen gut abschneiden möchten, trainieren sie schon jetzt Woche für Woche mit großem Eifer



Ägypten: Überraschung am Sueskanal. Der 10000-Tonnen-Motorfrachter „Freundschaft" passierte Mitte Januar als erstes Schiff der DDR den Sueskanal. Zur besonderen Freude der Schiffsbesatzung erhielt die „Freundschaft" Kapitän Schlade-Bach als Lotsen. Schlade-Bach gehört zu den Lotsen der DDR, die seit der Nationalisierung des Kanals dort tätig sind

Frankreich: „Speidel kontra L'Humanité!" Unter diesem Aktenvermerk hatte die französische Regierung einen Prozeß angestrengt. Ursache war ein in der „L'Humanité" veröffentlichtes Schreiben gewesen, in dem es 84 Söhne gefallener Widerstandskämpfer ablehnten, unter Nazi-Speidel Militärdienst zu leisten. Der Prozeß gegen die kommunistische Zeitung wurde zu einem Anklageforum gegen Speidel. Unser Bild zeigt einen ehemaligen KZ-Häftling, der zum Protest seine Häftlingskleidung trägt

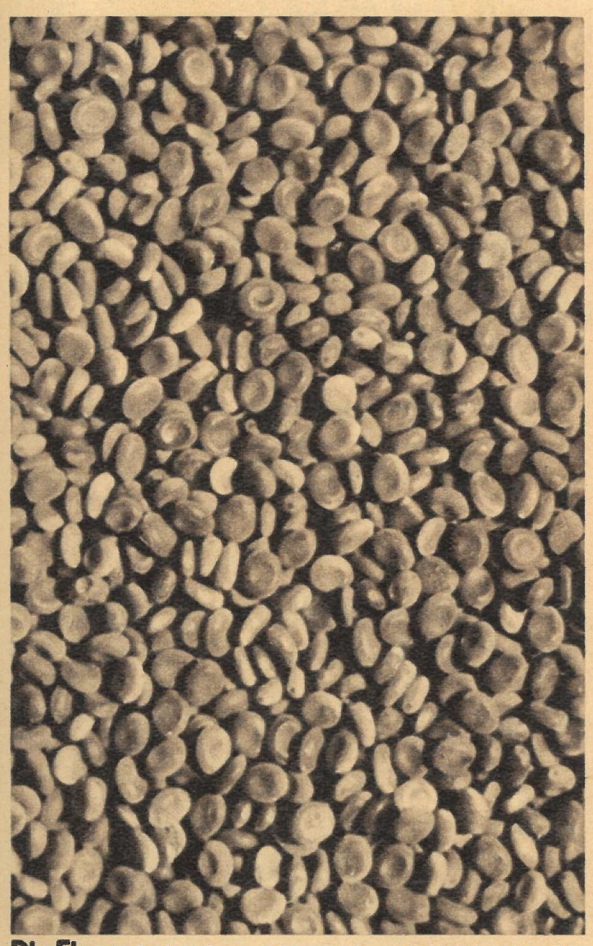
USA: Gangsterüberfälle gehören nach wie vor zur Tagesordnung. Davon konnten sich die Einwohner von Inglewood (Kalifornien) kürzlich wieder überzeugen. Am hellichten Tage waren zwei Gangster in ein Café eingedrungen, um die Kasse zu rauben. Nach mehrstündigem Feuergefecht mit 40 Polizisten konnten die Banditen festgenommen werden

Sowjetunion: Jazzbegeistert. Diese oftmals heißumstrittene und vielfach falsch verstandene Musik hat auch in der Sowjetunion eine zahlreiche Anhängerschar. Die Gruppen, die dort Jazz spielen, sind meist noch nicht sehr alt, abgesehen von dem im Moskauer Rundfunk oft gehörten Orchester Eddi Rosner. Trotzdem konnten bei den vorjährigen Weltjugendfestspielen drei sowjetische Jazzbands gegen starke internationale Konkurrenz mit Siegeslorbeeren bedacht werden. Zu einem der beliebtesten Interpreten „heißer" Musik zählt das Jazzorchester der Georgischen Polytechnischen Hochschule. Unser Foto zeigt das Vokalquartett dieses Ensembles

Fotos: Steffen (2), Zentralbild (2), ČTK, „Sowjetunion", ZB

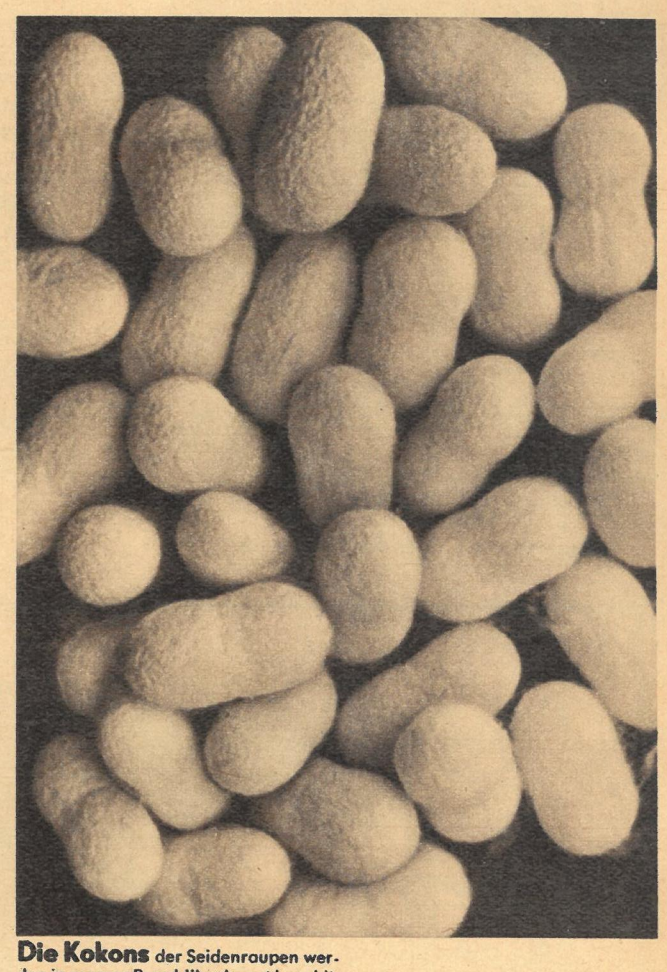
Märchenhafter Faden

Ein Seidenspinner erblickt das Licht der Welt. Seine Aufgabe wird es sein, sich zu paaren und etwa 400 Eier zu legen. Damit ist sein Lebenszweck erfüllt, er kann sterben. Aus den Eiern aber schlüpfen Räupchen. Diese wachsen, spinnen sich ein und verpuppen sich. Ganz im Interesse des Menschen, denn der benötigt die kostbaren Kokons, die durchschnittlich je einen 1000 Meter langen, abhaspelbaren Seidenfaden ergeben. Seide ist ein unentbehrlicher Rohstoff für unsere Wirtschaft. Der Arzt benötigt sie als chirurgische Nähseide, der Müller als Müllergaze, der Techniker zum Isolieren empfindlichster Instrumente. Außerdem freuen wir uns über Kleidungsstücke oder modische Kleinigkeiten aus reiner Seide. Sie sind leicht, und Seidentücher haben sogar in einer Walnußschale Platz (Bild rechts)



Die Eier des Seidenspinners sehen wie plattgedrückte Mohnkörnchen aus. Sie werden Anfang Juni, wenn die Maulbeersträucher ihre ersten grünen Blättchen entfalten, im „Institut für Seidenbau" in Jena aus dem Kühlschrank geholt, wo sie ihren Winterschlaf hielten. Nachdem man sie dann einige Tage „vorgebrütet" hat, bringt man sie an die Seidenbauer (und solche, die es werden wollen) zum Versand. Ein heizbarer Raum und ein wenig Lust und Liebe sind die einzigen Voraussetzungen zur Zucht. Als Futtergrundlage für die Zöglinge erhalten alle Interessenten über die Abteilungen für Landwirtschaft, tierische Produktion, bei den Räten der Kreise Maulbeersträucher zugewiesen

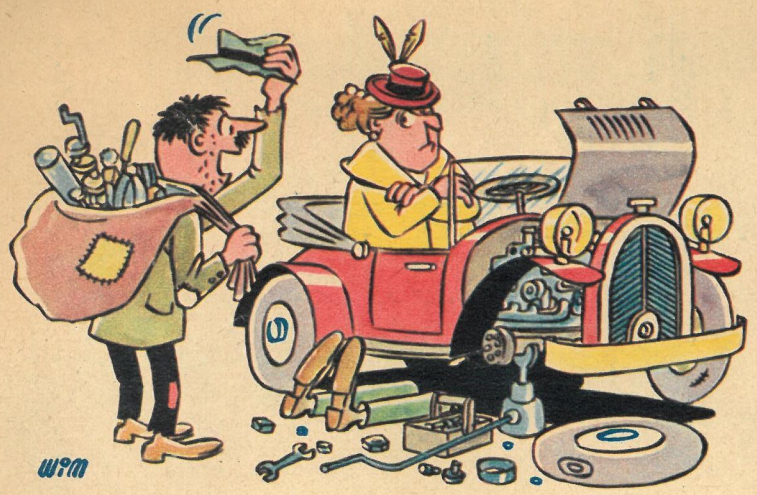
Die Raupen fressen nur Maulbeerblätter. Auf ihnen entdeckten vor über 5000 Jahren die Chinesen zum ersten Mal die eigenartigen Tierchen. Man beobachtete, wie sie sich vor dem Verpuppen in einen Seidenfaden einwebten. Da dieser von ungekannter Festigkeit war, fand man, daß er sich zum Weben vorzüglich eigne. Jahrhundertelang hüteten die Chinesen das Geheimnis, und demjenigen, der es ausplauderte, drohte die Todesstrafe. Doch die Sache mit dem „märchenhaften Faden" ließ sich nicht verschweigen. Bereits 1599, so vermutet man, begann in Deutschland der Seidenbau, der heute in der DDR gefördert wird, zählt er doch zu einer der inneren Reserven unserer Republik



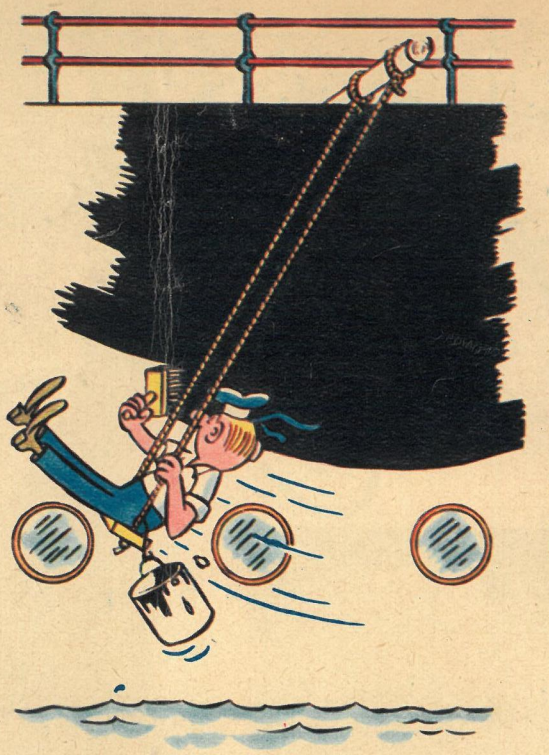
Die Kokons der Seidenraupen werden in unserer Republik sehr gut bezahlt. Das „Seiden"-Erzeugnis von 20 Gramm Eiern erbringt dem Seidenbauer durchschnittlich 300 DM. Besonders für Altersheime, Rentner und Kleingärtner ist die Seidenraupenzucht ein kurzer, aber lohnender Nebenverdienst. Vielleicht versuchen Sie es dieses Jahr auch einmal? Noch ist's Zeit

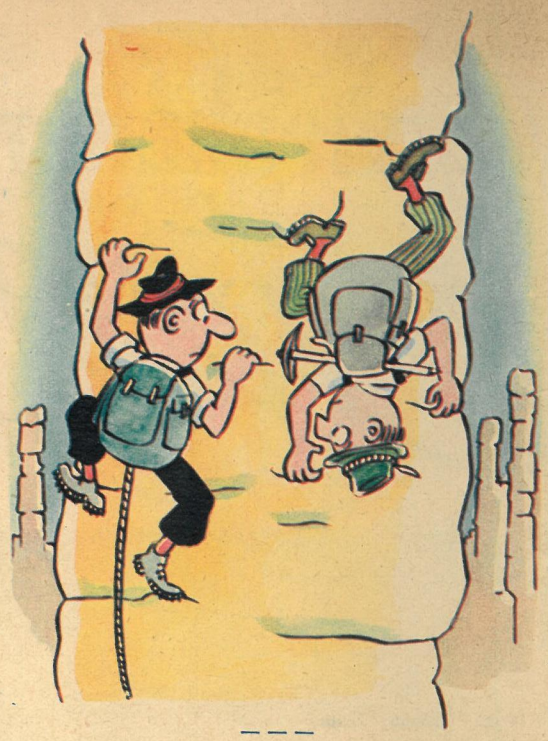
Reportage Milan Rajsky

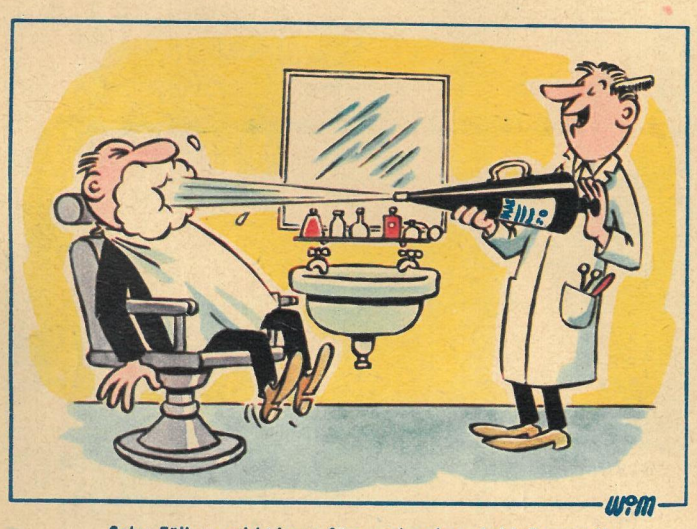
Rund ist die Welt - bunt ist die Welt



„Alteisen, Buntmetall zu verkaufen?"



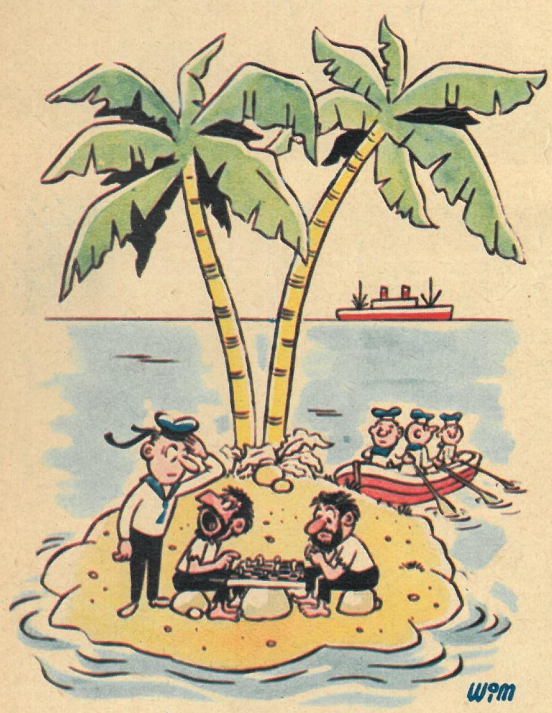




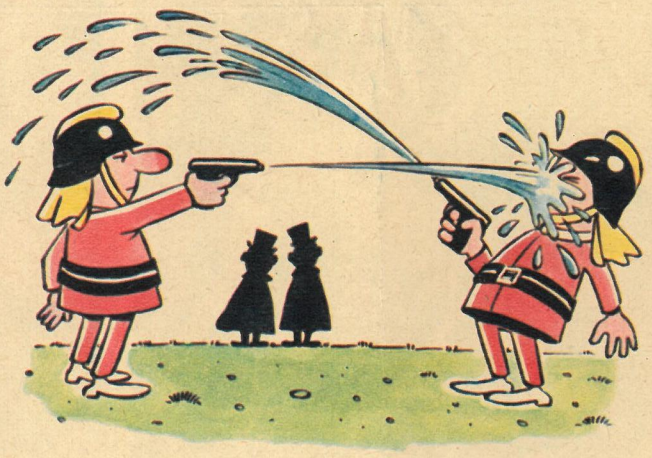
„So'ne Füllung reicht jenau für zweehundertachzich Rasuren!"

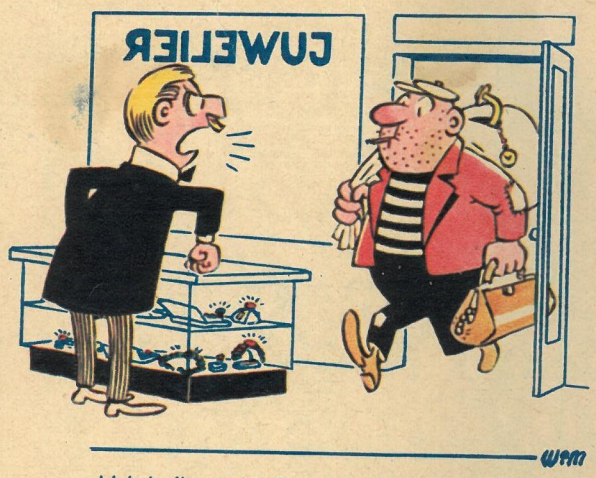
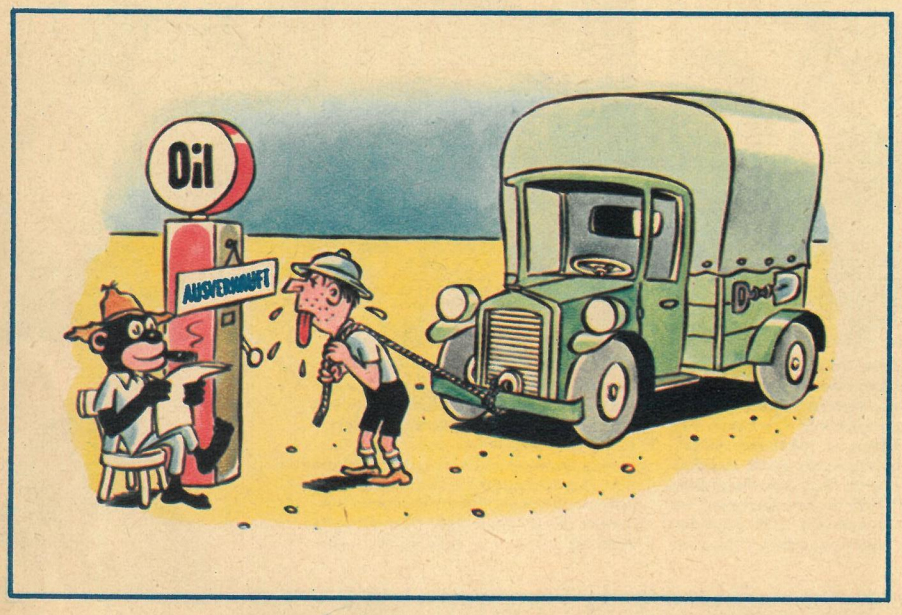
Man stelle sich das mal vor...

VON WILLY MOESE



„Ausgerechnet jetzt, wo ich am Gewinnen bin . . . !!"





„Ich habe Ihnen schon hundertmal gesagt, daß Sie den Lieferanteneingang benutzen sollen!!"